Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz

Band: 53 (1957)

Buchbesprechung: Bücherbesprechungen = Comptes-rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bücherbesprechungen – Comptes-rendus de livres

Zeitschriften

Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen, 2. Bd., hg. von A. Perlick. Salzburg, Verlag Otto Müller, 1957.

Wenn es der Weg der modernen Volkskunde ist, ihren Blick vom Statischen und scheinbar Unveränderlichen abzuwenden, um im rasch fliessenden Strom der Gegenwart die überlieferten und zur Überlieferung werdenden Formen zu erkennen, dann wird die Flüchtlingsvolkskunde zum Prüfstein für die Volkskunde überhaupt. Wir haben dem ersten Band des Jahrbuches dieses neuen Forschungszweiges mit Erwartungen und Bedenken entgegengesehen (vgl. Rezension im SAVk 52, 183f.). Vom zweiten Band liegt uns vorläufig nur der 80 Seiten starke Beitrag von A. Karasek-Langer «Neusiedlung in Bayern nach 1945» vor. Er ermutigt und berechtigt uns zu der Aussage, dass hier aus einer neuen Forschungssituation mit wissenschaftlicher Sachlichkeit neue Wege gesucht und gefunden werden, Wege, die auch auf dem ähnlich gelagerten Gebiet der Stadt- und Industrievolkskunde beschritten werden müssen. Die «Verstädterung» eines bisher eher bäuerlichen Landes wie Bayern und die Industrialisierung werden ja notwendigerweise zu den Hauptproblemen dieser neuen Disziplin der Volkskunde, welche damit in enge Berührungen mit gewissen Richtungen der Soziologie kommt. In der Tat: «Diese Überschneidungen und Begegnungen zweier Fachgebiete sind nur zu begrüssen» (S. 66). Der Gemeinschaftsbegriff der Volkskunde darf nicht mehr am Vorbild bäuerlicher Institutionen und räumlicher Bindungen haften bleiben, wenn er die neuen Ansätze zur Gemeinschaft fassen will. Die Familienbindungen sind stärker und intimer geworden, die Vereine zeigen gerade bei der städtisch-industriellen Bevölkerung der Heimatvertriebenen eine starke Entfaltung; darüber hinaus aber lässt sich der «Ausbau der Gruppenfunktion der Betriebe und Werke» (S. 63) feststellen, weit über das Organisatorische und Organisierbare hinaus. In den Neusiedlungen sind die «Siemensleute», die «Arwaleute», die «Hammerschmidtleute» ein Begriff. Das Drama der Ansiedlung der Gablonzer Schmuckindustrie, die Probleme der Industrieverpflanzung und der Neuindustrialisierung überhaupt, fördern unser Verständnis für geschichtlich zurückliegendes Werden von Volksschlägen, in der Schweiz beispielsweise des Jurassiers oder des Zürcher Oberländers, oder im Spätmittelalter des bergmännischen Typus und der bergmännischen Landschaften. Brauch- und Mundartumbildung und -neubildung, welche Karasek auch behandelt, sind eigentlich nur ein Indikator dieser volkskundlich zentralen Vorgänge. Auch die Siedlungsforschung, sofern sie sich vor neuen Begriffen und Tatsachen nicht scheut, hat in der Beobachtung des gewaltigen und zukunftsträchtigen Umbildungsprozesses ihren Platz, welcher ihr schon in der herkömmlichen Volkskunde zukam.

Es ist ermutigend zu wissen, dass neben Karasek, der sich von Anfang an mit Weitblick, mit Hingebung und mit einem grossen sprachlichen Gestaltungsvermögen der Volkskunde der Heimatvertriebenen verschrieben hat, auch andere Forscher weiterhin auf diesem Neuland arbeiten. Wir behalten uns vor, auf weitere Beiträge dieses Jahrbuches zurückzukommen.

Richard Weiss

Ulster Folklife, hrsg. vom Committee on Ulster Folklife and Traditions (Bryson House, 28 Bedford Street, Belfast). 2. Bd., 1956. 64 S., Abb. und Taf.

Aus dem keltischen Bereich haben wir in unserer letzten Archivnummer die neue Zeitschrift Gwerin erwähnen können. Dazu kommt nun nochmals eine Neuerscheinung, Ulster Folklife, die sich auf das dem Vereinigten Königreich angehörige Nordirland beschränkt; sie will in kurzen Aufsätzen Aufschluss geben über die in Nordirland unternommene volkskundliche Sammeltätigkeit, sie will aber auch in die Probleme einer Mischbevölkerung aus zwei Sprachen und Kulturen hineinleuchten. Schon der erste Aufsatz "Patterns of Word Distribution" zeigt anhand von vier Sprachatlaskarten diese interessanten Bezüge schlagend (Verfasser: *G. B. Adams*). Von *E. Estyn Evans*, auf dessen Bücher wir früher schon aufmerksam gemacht haben, stammt ein Aufsatz über «Fields, Fences,

and Gates", das diese unscheinbaren und bäuerlich doch so ungeheuer wichtigen Abgrenzungen in die ganze Entwicklung von Gemeinatzung, Grundherrschaft und freien Bauern, Ausnützung des vorhandenen Materials usw. stellt. Über Reste von gemeinsamem Weideland und den darauf haftenden Bestossungsrechten berichtet *Breandan MacAodha;* die Rechnungseinheit für diese Hochweiden ist das Schaf; Umrechnungswerte auf andere Tiere sind noch in Spuren vorhanden; auf jeden Fall ist dieser Kurzaufsatz als Parallele zu alpinen Verhältnissen hochinteressant. *Caoimhin Ó Danachair* (Mitglied der Irish Folklore Commission in Dublin), der dem Hausforscher schon längst kein Unbekannter mehr ist, beschreibt in klarer und überlegener Weise 'Three House Types", während *Desmond McCourt* auf einen speziellen Haustyp in der Grafschaft Londonderry eingeht, der eine hinausgebaute Bettnische aufweist (an outshot). – Von den übrigen Beiträgen soll noch derjenige von *Ronald H. Buchanan* aufgeführt werden, der die Überlieferungen und Glaubensvorstellungen eines "County Down townland" im Zusammenhang mit dem ganzen «Volksleben» betrachten will. Wildhaber

Ethnographia (Zeitschrift der Ungarischen Ethnographischen Gesellschaft), Bd. 67 (1956), Heft 4. – Alle Hauptartikel sind mit deutschen (in zwei Fällen mit englischen) Zusammenfassungen wiedergegeben, so dass wir ohne weiteres einen brauchbaren Einblick in die guten und sorgfältigen Arbeiten zur Ethnologie Ungarns erhalten. – *Iván Balassa* gibt uns eine ausgezeichnete Zusammenstellung über die Art und Weise, wie Garbenpuppen zusammengelegt und berechnet werden; erstaunlich ist die Belesenheit des Verfassers in der gesamteuropäischen Literatur. – Der Aufsatz von *József Szabadfalvi*, der sich mit der Imkerei eines speziellen Teiles von Ungarn befasst, ist besonders wegen seiner schönen Abbildungen über die Typen der Bienenwohnungen hervorzuheben. – *Tamás Hofer* beschäftigt sich mit den Windschirmen, wie sie die Ackerbauern der ungarischen Tiefebene verwenden; wir werden aber zugleich auch vertraut gemacht mit der Flurbearbeitungsweise in früheren und neueren Zeiten. – Die Ernte des Gerbersumachs, der zur feinen Lederbearbeitung benützt wurde, wird uns von *Gyula Takács* geschildert. – Für die Hausforschung ist die Studie von *Lajos Szolnoky* methodisch bedeutsam; anhand von genauen Untersuchungen versucht der Verfasser eine Methode herauszuarbeiten, die als Grundlage zur Gruppierung und Klassifizierung der volkstümlichen Bauelemente zu dienen vermag. – Weitere Aufsätze und Tätigkeitsberichte beschliessen das umfangreiche Heft. Wildhaber

Néprajzi Értesítő. Budapest. Bd. 38 (1956). 336 S., Abb.

Wie in den früheren Jahrgängen sind auch diesmal wieder eine stattliche Reihe sorgfältiger und instruktiver Abhandlungen zur Sachvolkskunde – meist versehen mit Zusammenfassungen in deutscher oder englischer Sprache – in der bekannten ungarischen Museumszeitschrift vereinigt. Wir erwähnen *B. Korompay* mit einer Zusammenstellung von Fallensystemen, die mit einer Springfeder funktionieren, die historisch gut dokumentierte Abhandlung von *M. Belényesy* über ungarische Viehzucht im 14. Jahrhundert, und die Darstellung der Einführung der Tomatenkultur, die von *M. Boross* stammt. Frau *Vilma Dajaszászyné Dietz*, eine der besten Kennerinnen der ungarischen Stickarbeiten, bietet eine Studie über den kurzen Pelzrock als charakteristisches Trachtenstück der Frauen im Winter. Technisch gut beschrieben ist die letzte funktionierende Rossmühle durch *Gy. Nagy;* die kurze Abhandlung über die Wachspresse von *M. Szabó* (mit gutem Bild) ist für Vergleichszwecke wichtig; ein hübsches Stück Volkskunst ist die hölzerne Feldflasche, die *L. Takács* beschreibt. Ausgezeichnet ist die kleine Studie von *Ákos Szendrey* über das Wahrsagen mit Bohnen und die damit verbundene Verwendung des Siebs. Einen sehr instruktiven Beitrag zu dem interessanten Problem der Saisonarbeiter und der damit im Zusammenhang stehenden sozialen und psychologischen Fragen steuert *István Sándor* bei. Methodisch wichtig ist der unter einem etwas eigenartigen Titel veröffentlichte Aufsatz von *A. Oláh*, der von ganz modernen psychologischen Gesichtspunkten an die Frage der Stellung des Bauerntums zu Krankheiten und deren Heilung herantritt. *T. Hofer* beschreibt die Rekonstruktion eines tragbaren Windfangs und einer tragbaren runden Krippe; er

nimmt dabei Stellung zur Frage der Museen solchen Rekonstruktionen gegenüber. Von *Ágnes Kovács* stammt eine Darstellung des volkskundlichen Materials (unter anderem Märchen), das Arnold Ipolyi vor ungefähr 100 Jahren gesammelt hatte. – Berichte über Filmaufnahmen von Arbeitsprozessen und über die Museumstätigkeit im Jahre 1955 beschliessen den schönen Band. Wildhaber

Revista de Folclor. Bukarest. 1 (1956). 383S. Das Institutul de folclor, über dessen Anliegen und Pläne man unseren früheren Bericht vergleichen möge[1], gibt nun eine eigene Zeitschrift heraus, die später vierteljährlich erscheinen soll. Der erste Jahrgang liegt als ganzer Band vor. Alle darin enthaltenen Aufsätze bringen eine englische Zusammenfassung, die knapp über das Wesentliche orientiert. Wenn es der Raum zulässt, möchte man gerne den Wunsch äussern, dass die Zusammenfassungen gelegentlich etwas ausführlicher sein dürften, da unsere Kenntnisse über die rumänische Volkskunde der letzten Jahre nicht besonders gross sind, und wir die Gelegenheit gerne benützen, wieder vermehrten Einblick in dieses hochinteressante Land mit seinen eigenartigen Kulturschichtungen zu erhalten. Der verantwortliche Redaktor Mihai Pop führt uns in einem einleitenden Aufsatz in die Probleme und Vorhaben der rumänischen Volkskunde ein; damit erhalten auch die folgenden Arbeiten ihren bestimmten Platz im Rahmen der gestellten Aufgaben. Musik und Tanz sind die wesentlichen Themenkreise, die diesem Band ihren Stempel aufdrücken. Es folgen Überblicke über Konferenzen und die Volkskunde im Ausland, aber auch Rechenschaftsberichte über die Tätigkeit der Volkskunde-Institute in Rumänien selbst. Wir möchten dankbar anerkennen, dass der Rahmen weit gezogen ist, und dass der ernsthafte Versuch unternommen wurde, einen guten Überblick zu bieten. Der Band wird beschlossen von einer höchst verdienstlichen rumänischen Bibliographie (mit Einschluss der Autonomen Siebenbürgischen Region) der Jahre 1944–1950; sie ist zusammengestellt von Ion Muşlea, dem früheren langjährigen und treuen Mitarbeiter an der deutschen Volkskundlichen Bibliographie. Die Fortsetzung dieser Bibliographie ist geplant. Es ist anzunehmen, dass spätere Hefte der Zeitschrift auch die übrigen Sparten des rumänischen Instituts zur Darstellung bringen. Wildhaber

Studii şi cercetări de istoria artei 3 (1956), nr. 1/2.

Diese vom Institut für Kunstgeschichte an der Akademie in Bukarest herausgegebene Zeitschrift erscheint jeweils in stattlichen Quartformat-Doppelheften mit vielen Abbildungen, die von Heft zu Heft deutlich besser werden. In jedem Heft finden sich einige Aufsätze zur Volkskunst und Hausforschung in Rumänien. Erfreulicherweise ist diesmal jedem Aufsatz ein französisches Résumé beigegeben (leider etwas zu knapp, um mehr als eine Andeutung des Inhaltes geben zu können; wir möchten den dringenden Wunsch äussern, diese Résumés in Zukunft etwas auszuweiten; wir erhalten dann sowohl Einblick in wertvolles Material und vielfach noch gänzlich ungehobene Schätze als auch können wir die geleistete Arbeit objektiver würdigen). Die vier Beiträge, welche uns in diesem Heft besonders angehen, sind: die Bearbeitung und Ornamentierung des Holzes in der rumänischen Volkskunst, von *Florea Bobu Florescu;* die Ausstattung der Bauernhütten im Süden der Region Craiova, von *Gheorghe Focşa*, dem Leiter des einzigartigen Dorfmuseums (die Arbeit ist mit vielen schönen – teilweise farbigen – Abbildungen versehen; sie ist auch interessant für die Geräteforschung); rumänische glasierte Töpferware aus Transilvanien, von *Paul Stahl* und *Paul Petrescu* (wieder mit schönen farbigen Wiedergaben); Aspekte des Volksdramas der Huzulen, von *Simion Alterescu.* Wildhaber

---

Vorträge auf der Berliner Slawistentagung (11.–13. November 1954). Berlin, Akademie-Verlag, 1956. 332 S. DM 39.– (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Veröffentlichungen des Instituts für Slawistik, 8).

28 Vorträge aus dem Gebiet der gesamten Slawistik sind vom Herausgeber, H. H. Bielfeldt, zu einem guten und abwechslungsreichen Band zusammengeschlossen worden. Wir

[1] SAVk 52 (1956) 174f.

möchten daraus nur diejenigen hervorheben, welche eigentlichen Zusammenhang mit der Volkskunde aufweisen. *Josef Matl* (Graz) befasst sich mit einem Thema, das gleichermassen den Religionswissenschaftler, den Kulturhistoriker und den Volkskundler anziehen dürfte: «Hölle und Höllenstrafen in den volksreligiösen Vorstellungen der Bulgaren und Serben». Es sind vorwiegend die beiden apokryphen Legenden vom «Gang der Gottesmutter zu den Höllenqualen» und vom «Gang des Apostels Paulus zu den Höllenqualen», welche diese Vorstellungen geformt haben; aus einer griechischen Vorlage gibt es zahlreiche slawische Übersetzungen und Abschriften. Der Verfasser geht auch kurz auf weitere Visionen (Visio Tundali) und auf Dante ein, so dass sein Thema in einen grossen Zusammenhang eingereiht ist. – Das Thema «Deutsch-slawische Kulturbeziehungen auf dem Raume Österreichs vor Kyrill und Method», das von *Friedrich Repp* (Wien) geboten wird, stellt die Art und Weise der Missionierung, insbesondere der Slawenmissionierung dar. Vergleiche mit anderen Missionierungstaktiken wären vermutlich sehr anregend. – *Ludolf Müller* (Kiel) bietet «Die Urform der altrussischen Erzählung über Boris und Gleb», die in der herben Knappheit des Stiles ausserordentlich stark wirkt. – Flurnamenforscher werden mit Gewinn die Studie von *Rudolf Fischer* (Leipzig) über «Die Auswertung der slawischen Ortsnamen in Deutschland. Zur Erforschung des westlichsten Slawentums» zu Rate ziehen. – Über den «Zauberer Krabat», der so frappante Ähnlichkeiten mit der Faust-Gestalt und mit dem Pater Hahn aufweist, orientiert uns *Paul Nedo* (Leipzig); er kann den historischen Krabat nachweisen und mit grosser Wahrscheinlichkeit auch den Schöpfer der neugestalteten sorbischen Volkserzählung. – Wenn *Edmund Schneeweis* (Berlin) uns einen Beitrag bringt über eine «Vergleichende Betrachtung der slawischen Frühlingsbräuche», so kann er aus dem reichen Schatz seines kenntnisreichen Überblickes charakteristische Beispiele heranziehen, die seine These stützen, «dass die ältesten Festelemente (heilkräftiges Wasser, Kräuter, Schlag mit der Lebensrute, Feuer, Opferspeisen, Totengedenken, Anfangszauber u.a.) alten indogermanischen Mondfesten entstammen und in christlicher Zeit grösstenteils auf die christlichen Hauptfeste abgewandert sind». Schneeweis bringt auch überraschende Vergleiche mit antikem Festbrauchtum. – Ein kurzer Rechenschaftsbericht von *Ernst Tschernik* (Bautzen) über «Volkskundliche Forschungsarbeiten in der Lausitz» bildet den Beschluss dieser Serie von anregenden, volkskundlichen Vorträgen. Wildhaber

Jan De Vries, Altgermanische Religionsgeschichte I. Berlin, Walter de Gruyter & Co., 1956. VI, 505 S., 10 Taf., 13 Abb. (Grundriss der germanischen Philologie, 12).

Von dem bekannten Werk über die Geschichte der altgermanischen Religion des holländischen Forschers Jan De Vries ist der erste Band in zweiter, völlig neu bearbeiteter Auflage erschienen. Dieser erste Band enthält die Einleitung und die Abschnitte: Vorgeschichtliche Perioden; Religiöse Grundlagen des Lebens; Seelen- und Geisterglaube; Macht und Kraft; Das Heilige und die Kultformen. In das Gebiet der Volkskunde fallen insbesondere die Kapitel über den Seelen-, Geister- und Dämonenglauben, sowie das Schlusskapitel über die Kultformen. Eine Fülle von Erscheinungen, die zur «niederen Mythologie» gezählt werden und die zum Teil eigentümliche Verhaltensweisen und Bräuche bei den an sie glaubenden Menschen hervorgerufen haben, sind in diesen Kapiteln ausführlich beschrieben. De Vries kann sich auf ein umfangreiches Quellenmaterial stützen und zieht die inzwischen veröffentlichte Fachliteratur auf fruchtbare Weise bei. Gegenüber der ersten Auflage ist das bibliographische Verzeichnis zu Beginn des Bandes beträchtlich angewachsen, entsprechend auch die Auseinandersetzung mit den Meinungen der zitierten Forscher. Für denjenigen, der sich in die Quellen zur altgermanischen Religionsgeschichte und in die Geschichte dieser Wissenschaft selbst hineinarbeiten will, sind die Anfangskapitel von De Vries' Werk unentbehrlich. Einige Wiedergaben der höchst interessanten Felszeichnungen aus Südschweden (Bronzezeit) illustrieren die Darstellung der vorliterarischen Periode. Das schön ausgestattete Buch lässt hoffen, dass ihm der zweite Band der Neuauflage in kurzem folgen werde.

Einen einzigen kleinen Einwand möchten wir gegen einen Satz aus dem Kapitel «Die religiösen Grundlagen des Lebens» erheben, da vom uneingeschränkten Primat der

Sippen-Ethik bei den alten Germanen die Rede ist. De Vries sagt (S. 175), dass «die Tugend nur eine andere Form der Sippenehre» war, «und diese war der kategorische Imperativ für jedes Verhalten». Die von De Vries selbst kurz vorher angeführten Verse aus dem altgermanischen Sittengedicht, den Hávamál, scheinen mir dieser Vereinfachung der Ethik zu widersprechen:

«Besitz stirbt, Sippen sterben,
Du selbst stirbst wie sie;
Eins weiss ich das ewig lebt:
Des Toten Tatenruhm.»

Setzt die Tatsache, dass auch Sippen vergänglich sind wie die einzelnen Menschen, der Ruhm einer Tat jedoch den allgemeinen Untergang überdauern kann, nicht voraus, dass das ethische Mass auch nach altgermanischem Denken und Fühlen anderswo gründen konnte, als nur in der Verbundenheit mit der eigenen Sippe? Doch das sei nur ein bescheidenes Fragezeichen im Vergleich zu dem Gewinn, den wir der Lektüre des De Vries'schen Werkes aufrichtig verdanken. M. Bindschedler

Haralds Biezais, Die Hauptgöttinnen der alten Letten. Uppsala, Almqvist & Wiksells Boktryckeri AB, 1955. XII, 435 S., 4 Karten[1].

Die lettische Religion ist, wie der Verfasser in seinem Vorwort bemerkt, bis jetzt «trotz ihrer Zugehörigkeit zum europäischen Kulturkreis so gut wie unbekannt und unerforscht geblieben». Er hat es daher als eine verlockende Aufgabe betrachtet, ein Hauptgebiet dieser alten Religion zu erforschen und zu beschreiben, nämlich den alten Glauben an die wichtigsten lettischen Göttinnen. Die Einleitung orientiert den Leser über die Quellen, die dem Verfasser zur Verfügung standen: «sprachliche Daten, geschichtliche Urkunden und das folkloristische Material». Insbesondere die Volkslieder scheinen sich dem Erforscher der alten lettischen Mythen als eine reiche Fundgrube darzubieten; doch lässt der Verfasser vorsichtigerweise auch kritische Autoren zu Worte kommen, welche in diesen Liedern weniger die Erinnerung an echte heidnische Mythen sehen wollen, als vielmehr das Werk der dichterischen Phantasie. Zweifellos enthalten die Volkslieder (von denen eine grössere Anzahl durch M. Jonval ins Französische übersetzt worden sind) in ihrer heutigen Form altüberlieferte religiöse Vorstellungen, die zum Teil jedoch neuzeitlichen Glaubensformen angepasst oder von den Dichtern neu gestaltet worden sind.

Aus allen Zeugnissen, die Biezais aus seiner Kenntnis der Quellen anführen kann, ergibt sich ein anschauliches Bild der lettischen Hauptgöttinnen. Ausführlich charakterisiert der Verfasser die Glücks- und Schicksalsgöttin *Laima*, ferner die Göttinnen *Māra*, *Dēkla* und *Kārta*. Die Göttinnen Laima und Māra erscheinen nach der Volkstradition häufig als Segenspenderinnen bei Ehe, Geburt, Feldbau und Viehzucht und werden als solche Segensmächte im Kultus verehrt. Laima ist gelegentlich von ihrer «Negation» begleitet: von der Unglück bringenden Nelaime. Im Lied wird Laima aufgefordert, die mit ihr über einen Steg schreitende Nelaime «ins Wasser zu werfen».

Erstaunlich ist es, wie unbefangen in neuerer Zeit die Gestalten dieser Göttinnen mit der christlichen Mutter Gottes und mit verschiedenen Heiligen in eine enge Verbindung gebracht werden. Nicht nur, dass die Wesensmerkmale einer bestimmten Göttin und deren typische Handlungen auf Maria und die christlichen Heiligen übertragen werden, sondern dass umgekehrt das Bild der alten Göttinnen unter dem Einfluss der neuen Religion neue Züge erhält und gerade dadurch im Volke lebendig bleibt, ist bemerkenswert. – Ein wenig bekanntes, doch der Erforschung würdiges Gebiet aus dem geistigen und seelischen Leben des lettischen Volkes ist uns durch Biezais, der selbst in Schweden eine neue Heimat gefunden hat, nahegebracht worden. M. Bindschedler

---

[1] Siehe dazu neuerdings die umfangreiche, kritische Besprechung von O. Loorits in: Zs. f. slavische Philologie 26 (1957) 78–104.

Hilding Celander, Förkristen Jul enligt norröna källor (Vorchristliches Julfest nach nordischen Quellen). Mit einer deutschen Zusammenfassung. Stockholm 1955. 91 S. (Acta Universitatis Gothoburgensis, 61).

Das nordische «Julfest» (das Wort ist eine Tautologie) als Zusammenfassung des mittwinterlichen Festkreises, der durch das christliche Weihnachtsfest überschichtet wurde, nimmt mit Recht eine zentrale Stellung in der historischen Brauchforschung ein. Celanders eigenen Arbeiten zum Thema des vorchristlichen Julfestes gehen die von M. P. Nilsson (1916) und von G. Bilfinger (1901) voraus neben vielen Einzeluntersuchungen oder Deutungen, die besonders auch von der Masken- und Männerbundforschung her geliefert wurden.

Hier werden uns in sehr verdienstlicher Weise die primären Quellen dieses ganzen Forschungskomplexes vorgeführt, und man ist sehr erstaunt, wie spärlich eigentlich diese Quellen sind im Vergleich zu dem, was daraus gefolgert wurde: Es handelt sich um das Wort Jul und seine Ableitungen (inkl. «Jólner» als Beiname Odhins), um eine Stelle aus nordischer Dichtung um 900, um einige Bestimmungen des Christenrechtes aus der Zeit Olafs des Heiligen und dann um die in ihrem historischen Wert sehr umstrittenen Angaben von Snorre Sturlasson, während die sonstige isländische Saga fast nichts über Jul zu berichten weiss.

Entsprechend vorsichtig sind Celanders Schlüsse: Vom häuslichen Opferfest, das in der Zeit vor der Wintersonnenwende stattfand, sind zu trennen die grossen öffentlichen Feste im Januar–Februar. Neben Opfern gehörte das Jultrinken zum Ritual, «til árs ok til friđar », für ein gutes Jahr und den Frieden, eine Formel, die von Celander im bäuerlichen Sinn interpretiert wird. «Hat das Julfest einen Kult der Verstorbenen eingeschlossen?» wird unter die unbeantworteten Fragen eingereiht.

Alles Weitere muss aus späteren Brauchüberlieferungen erschlossen werden. Mit der zunehmenden Skepsis gegenüber der Brauchkontinuität werden solche Rückschlüsse schwierig. Celanders Quellenübersicht wirkt angenehm ernüchternd. Richard Weiss

Hilding Pleijel, Gamla Utfärdstal från Svenska Bygder, in: Meddelanden från Kyrkohistoriska Arkivet i Lund Nr. 11, Lund 1956.

Der Verfasser, dem wir schon eine Reihe von Beiträgen zur religiösen Volkskunde der lutherischen Kirche Schwedens verdanken, bietet hier aus seinem Kirchenhistorischen Archiv den Text von sieben Abdankungsreden (utfärdstal) aus dem Jahrhundert von 1832–1930, welche von Laien vor dem Trauerhaus gehalten werden und die in ihrer unpersönlichen Formelhaftigkeit von volkskundlichem Interesse sind. Der Verfasser zeigt in einer historischen Einleitung, wie diese Form der Abdankung anstelle der vorreformatorischen Totenweihe getreten ist. Richard Weiss

Peter Ringger, Parapsychologie. Die Wissenschaft des Okkulten (in der Reihe: Angewandte Psychologie). Zürich, Werner Classen-Verlag, 1957. 115 S.

Der verdiente und mutige Herausgeber der parapsychologischen Zeitschrift «Neue Wissenschaft» gibt hier einen kurzen und kompetenten Überblick über das schwierige Gebiet, das trotz verschiedener akademischer Lehrstühle (in Amerika, in Utrecht, in Freiburg i.B.) noch immer Terra incognita ist. Und doch dürfen wir heute gerade vom Standpunkt der Volkskunde aus nicht übersehen, dass wir umlernen müssen. Wenn wir weiterhin die Sageninhalte, das «Sagenhafte», als «objektiv unwirklich» oder als «wissenschaftlich nicht anerkannt» definieren wollen, so gehört ein guter Teil der Totensagen, der «Geistergeschichten», der Hexenerzählungen, also der grösste Teil moderner Sagensammlungen, nicht mehr zur Sage, weil es sich bei den Berichten von wiederkehrenden Toten, von den Flügen oder Seelenexkursionen der Hexen, vom Leichterwerden oder Schweben von Hexen oder Heiligen, von der entsprechenden Wasserprobe, um Dinge handelt, die heute als wissenschaftlich anerkannt und bezeugt gelten müssen. Der Rankesche Erlebnisbegriff, der sich auf die engen psychologischen Anschauungen des letzten Jahrhunderts stützt, muss erweitert werden. Ringger (S. 14) weist auf diesen Punkt hin,

indem er sagt: «Wenn auch die Volkskunde hier das meiste als zwar folkloristisch bemerkenswerten, jedoch puren Aberglauben wertet, so ist doch gerade von dieser Seite mit dem Begriff der Erlebnissage ein erster Schritt getan worden in Richtung nicht nur auf die Anerkennung einer psychologischen, sondern einer parapsychologischen Wirklichkeit.» In der Tat müssen angesichts der paraspychologischen Möglichkeiten die volkskundlichen Begriffe «Aberglauben» und «Sage» nicht nur stofflich anders umschrieben, sondern grundsätzlich neu definiert werden. Richard Weiss

Sagen und Märchen

Lutz Röhrich, Märchen und Wirklichkeit. Eine volkskundliche Untersuchung. Wiesbaden, Franz Steiner Verlag, 1956. 260 S.

Die Habilitationsschrift des Mainzer Dozenten für Volkskunde, der in den letzten Jahren vor allem durch seine sorgfältigen und kenntnisreichen Forschungs- und Literaturberichte bekannt geworden ist, stellt die Frage nach der Beziehung des Märchens zur Wirklichkeit. Röhrich kennt die Problematik dieses Begriffs und verweist kurz auf verschiedene Möglichkeiten der Wirklichkeitsauffassung, lässt sich aber nicht in eine erkenntnistheoretische Diskussion ein. Er selber fragt nach der Rolle der rational und sinnlich fassbaren Tatsachenwirklichkeit sowie der Glaubens- und Erlebniswirklichkeit im Volksmärchen. Das führt einerseits zu einer willkommenen, wenn auch natürlicherweise fragmentarischen Zusammenstellung der hinter dem Märchen stehenden 'Wirklichkeiten' (geographisches, ethnisches, soziales, zeitgeschichtliches Milieu, Eigentümlichkeit des Erzählers, Glaubensinhalte, Denkgewohnheiten, Riten, Sitte, Brauch), andererseits zum Versuch, das Verhältnis zwischen Wirklichkeitsbezug und Fabulieren zu bestimmen und die innere Wirklichkeit des menschlichen Daseins zu ermessen. «Worauf gründet sich ... die allgemeinmenschliche Bereitschaft für das Märchen?» ist Röhrichs Leitfrage; seine Untersuchung, die sich durch eine feine Differenzierung der methodischen Gesichtspunkte auszeichnet, leistet wertvolle Beiträge zu ihrer Beantwortung. Deutlicher als bisher erkennen wir nun die Realitätsbezüge als einen integrierenden Bestandteil der Märchen. «Das Märchen tut alles, um die Wirklichkeit nicht zu weit zu verlassen.» Umgekehrt strebt es auch von der Wirklichkeit fort, Röhrich sucht den Übergang des Wirklichkeitsmotivs zur Formel, zum Aufbau- und Spannungselement zu fassen. Noch stärker, als er es tut, möchten wir betonen, dass die Schwebe «zwischen Wirklichkeit und Nichtwirklichkeit» wesensmässig zum Märchen gehört, es strebt nicht nur thematisch zum Umfassenden (Diesseits- und Jenseitsmotive, Bewahrung von Urtümlichem und Aufnahme von Modernem), sondern ist auch seiner inneren Anlage nach zugleich ernsthaft und ironisch, realitätssuchend und abstrahierend. Von hier aus gesehen sind es Randpositionen, wenn, wie Röhrich feststellt, in gewissen Fällen die Realitätsbezüge die 'Glaubwürdigkeit' des Märchens entweder verstärken oder umgekehrt ironisch zersetzen (ähnlich wie der fingierte Ich-Bericht oder die Technisierung). Wenn Röhrich für das Fortleben urtümlicher Elemente im Märchen zwei Voraussetzungen nennt: das Fortbestehen primitiver Vorstellungsformen durch alle Zeiten hindurch, andererseits die Unverbindlichkeit des Märchens, das sich wechselnden Glaubensinhalten nicht so stark anpassen muss wie die Sage, so möchten wir nicht wie er bloss von einem Nebeneinander eines magisch-gläubigen und eines aufgeklärt-künstlerischen Märcheninteresses sprechen, sondern auch hier ein Miteinander postulieren. Die moderne Volkskunde sieht Grundschichtiges auch in den Angehörigen der (sozialen und kulturellen) Mittel- und Oberschichten, eine Erkenntnis, die auch für die Märchenforschung fruchtbar werden dürfte: Das Märcheninteresse des Gebildeten ist wohl ebensowenig ein rein künstlerisches wie das des primitiven Hörers ein rein religiöses oder magisches.

Aus vielen wertvollen Hinweisen seien hier hervorgehoben Röhrichs Ausführungen über die verschiedenen Entwicklungsstufen des Gestaltwechsels, über die Tiergestalt als Steigerung oder Minderung, über die Geschichte des Erlösungsmotivs, seine Warnung vor leichtfertigen Brauchtumsparallelen, seine Ansätze zur Gewinnung von Alterskriterien. Da und dort würde man sich mehr dokumentierende Beispiele wünschen, gewisse Formulierungen gehen zu weit («die Gattungen wechseln, aber die Motive bleiben» – das Um-

gekehrte gilt ebenso! «Die ganze Einheit des Märchens besteht nur in Beziehung auf die Person eines einzigen Helden» – nein, sie besteht z.B. auch in der Variation eines Handlungsmodells, wobei in den verschiedenen Episoden verschiedene Personen, Held oder Unhelden, vorkommen). Anderswo würde man dem Verfasser mehr Mut zu präziser Definition wünschen. Das Stichwortverzeichnis sähe man gerne reicher ausgebaut, das von Anfang bis Ende gehaltvolle und anregende Buch könnte dadurch noch besser erschlossen werden. Max Lüthi

Gottfried Henssen, Sagen, Märchen und Schwänke des Jülicher Landes. Aus dem Nachlass Heinrich Hoffmanns hrsg. und durch eigene Aufzeichnungen vermehrt. Bonn, Ludwig Röhrscheid-Verlag, 1955. 328 S., 8 Taf., 1 Karte.

Die Arbeiten, welche Gottfried Henssen aus den Materialien seines Archivs der deutschen Volkserzählung und aus seiner eigenen, reichen Erfahrung herausgibt, bedürfen wirklich keiner Empfehlung mehr. Sie zeichnen sich immer durch ihre ganz besondere Lebensnähe aus, durch die Echtheit der erzählten Sagen und Märchen, oder was es eben jeweils ist, und durch die frische, natürliche Art der Sprache, vor allem des Dialektes. Dass diese Vorzüge in einem Jülicher Erzählband besonders auffällig sind, wundert uns nicht mehr, wenn wir wissen, dass Henssen geborener Jülicher ist. Im Vorwort schildert er das Schicksal der Sammlung des Dürener Lehrers Heinrich Hoffmann, dem der Grossteil der hier wiedergegebenen Nummern zu verdanken ist; es gelang Henssen, die zunächst unauffindbaren Sammelhefte glücklich aufzustöbern. Wir wissen ihm Dank, dass er sie nun in einwandfreier Form im Druck veröffentlicht, versehen mit den nötigen Verweisangaben auf Aarne-Thompsons Typenverzeichnis und auf die gedruckten Quellen anderer deutscher Landschaften. Die Einteilung des Stoffes ist klar und übersichtlich: Zwergensagen, Wilde Jagd, Teufelssagen (inklusive Freimaurer und Schwarzkünstler, Hexen, Werwolf und Mahr), Vorzeichen, Spuk- und Geisterwelt (der Feuermann und die «Juffern» – die weissen Frauen – spielen eine besonders grosse Rolle), Legenden (wobei vor allem auf die «drei Frauen» hingewiesen sei), Orts- und Schatzsagen (Drehstein, Hungerbrunnen, Glockensagen, Bergwerksagen), geschichtliche Erzählungen (natürlich finden sich auch hier Pestsagen, Räubersagen und Schinderhannes, Schweden- und Franzosenzeit-Erinnerungen), Ursprungssagen, Tiergeschichte, Märchen, Schwänke und Schnurren (Schildbürger).

Henssen versucht, in seinem Stoff das landschaftlich Typische zu sehen: die gelassene Prüfung, Sichtung und Wertung des Erzählten durch den Erzähler, der meist bäuerlicher Abstammung ist und mit seinem Boden vertraut und verbunden bleibt. Gerade diese unerschütterliche Wesensart spürt man gut heraus während des Lesens. Wildhaber

Josef Haltrich, Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen. Jubiläumsausgabe, hrsg. vom Südostdeutschen Kulturwerk, durchgesehen von Hans-Udo Dück. München, Hans Meschendörfer, 1956. 260 S.

1856 erschien diese berühmte Märchensammlung zum erstenmal; die Brüder Grimm waren über das ihnen vorgelegte Manuskript so erfreut, dass sie sich gleich seiner annahmen und die Drucklegung angelegentlich empfahlen. Nach 100 Jahren kommt nun die sechste Auflage dieser Originalausgabe heraus; die Vorreden zu den drei ersten Auflagen liegen bei, ebenso einige wiedergefundene Briefe der Brüder Grimm. Noch heute wirkt das Buch in seiner unverfälschten Frische und Echtheit genau gleich lebendig und überzeugend, wie es vermutlich beim ersten Erscheinen gewirkt hat. Die Märchen sind in ihrer ursprünglichen Form belassen; diese Form war vom ersten Herausgeber sorgfältig überlegt worden. Mundartliche Ausdrücke, die altmodisch tönen und deren Kenntnis nicht allgemein vorausgesetzt werden darf, sind am Schluss erklärt. Weitere Motivangaben und Märchenvergleiche sind nicht beigegeben. Es ist ein Märchen-Hausbuch, dem man eine möglichst grosse Verbreitung von Herzen wünscht. Einteilung und Gestaltung sind durch alle Auflagen hindurch im grossen und ganzen unverändert geblieben, so dass wir uns ersparen dürfen, darauf einzutreten. Es handelt sich zunächst um Märchen mit «mythischer Grundlage», dann um schwankhafte Märchen und endlich um «Kleinkinder-

märchen» mit Einschluss der vielen Tiermärchen, um die Bezeichnungen Josef Haltrichs zu verwenden. Wildhaber

Paul Nedo, Sorbische Volksmärchen. Systematische Quellenausgabe mit Einführung und Anmerkungen. Bautzen, Domowina-Verlag, 1956. 447 S. (Schriftenreihe des Instituts für sorbische Volksforschung, 4).

Der Herausgeber beabsichtigte, das bisher zu einem bedeutenden Teil unbekannte sorbische Märchengut der allgemeinen Märchenforschung zugänglich zu machen. Besonderen Dank verdient er, dass er für jeden Beleg einen systematischen Quellennachweis beibringt und dass er ein Typenverzeichnis nach Aarne-Thompson hinzufügt. Die Texte sind unverändert älteren gedruckten Vorlagen aus den letzten hundert Jahren entnommen. Wo die Texte in sorbischer Sprache vorlagen, wurden sie auch so abgedruckt; es ist aber jeweils eine wortgetreue deutsche Übersetzung oder wenigstens eine Inhaltsangabe in deutscher Sprache beigegeben. Ebenso erfreulich ist es, dass der Herausgeber immer auf verwandte deutsche Fassungen aus Mecklenburg, Pommern und Schlesien hinweist und die tschechischen, slowakischen und polnischen Märchentypen miteinbezieht. In einer Einführung macht er den Leser mit einigen charakteristischen Zügen des sorbischen Märchengutes bekannt. Er übersieht dabei die Schwierigkeiten keineswegs, wie sie sich gerade beim Versuch, das typisch Sorbische herauszuschälen, immer wieder einstellen; wir möchten dankbar anerkennen, mit welch wohltuender Objektivität der Herausgeber an diese Frage herantrat. Er bezeichnet dann ein Märchen «auch als sorbisches Volksmärchen», wenn es «längere Zeit – als untere Grenze gilt die mündliche Überlieferung durch zwei Generationen – auch in der sorbischen Bevölkerung heimisch war». In der Sammlung selbst, welche 86 Nummern (teilweise mit Varianten) umfasst, nehmen die Tiermärchen (21) und die Zaubermärchen (49) den weitaus grössten Raum ein. Ein paar Einzelheiten mögen hier doch angeführt werden. Da ist in einem Märchen der so ausserordentlich bezeichnende Schluss (S. 112): «Unter diesen Baum setzten sie sich und schliefen ein und schlafen ruhig dort noch heute, wenn sie nicht aufgewacht sind»; das ist die treffende Illustration zu einem Satz, den kürzlich Kurt Ranke in ausgezeichneter Prägnanz geschrieben hat:[1] «Statt der Schilderung des grossen Glückes in prächtigen Ausmalungen von Situationen und Episoden schliesst das Märchen ziemlich abrupt mit der einfachen Feststellung, dass es ihnen nun gut gehe. Ein Satz nur, sie lebten glücklich, alles andere ist der Weg zum Glück.» – Das Märchen Nr. 26 «Das Gespenst in der Kirche» bringt eine eigenartige Verquickung von Märchen- und Sagenzügen: ein erlöstes Gespenst wird die Frau des Erlösers. – In einem anderen Märchen bekommt der Held ein Paar eiserne Schuhe, die er nun eigentlich zuerst durchlaufen müsste; in seiner praktischen Veranlagung verwendet er aber einen alten Schleifstein – «solchen grossen runden, wie ihn die Schmiede haben» – und schleift die Schuhe durch und siehe: da «kam die Prinzessin auf einem Schiff angefahren, ganz allein und war gänzlich erlöst» (S. 175): die vollkommene Unbekümmertheit der Märchenillusion gegenüber. Wildhaber

Fiabe italiane, raccolte dalla tradizione popolare durante gli ultimi cento anni e trascritte in lingua dai vari dialetti da *Italo Calvino*. Torino, Giulio Einaudi editore, 1956. XLVIII, 1037 S., mit Farbtafeln nach einem mittelalterlichen Codex.

Ein köstliches Buch, das der Verleger Einaudi herausgebracht hat, köstlich schon um seiner entzückenden farbigen Abbildungen willen, die Reproduktionen aus den Romuleae Fabulae des Gualterius Anglicus sind, köstlich wegen der Sorgfalt des Druckes und der Ausstattung, ganz besonders köstlich aber wegen der einzigartigen Zusammenstellung von genau 200 Märchen, welche Italo Calvino mit Liebe und Fleiss aus allen Landstrichen Italiens vereinigt hat. Die Sammlung kam zustande auf Grund einer Anregung des Verlegers, der einen italienischen «Grimm» publizieren wollte und den Herausgeber dieses Buches damit beauftragte. Aber noch bestand der zu druckende Text gar nicht, und Cal-

[1] Vom Wesen des Volksmärchens, in: Die Freundesgabe; Jahrbuch der Gesellschaft zur Pflege des Märchengutes der europäischen Völker 2 (1956) 19.

vino gibt uns zuallererst einen Rechenschaftsbericht über das Zustandekommen seines «Hausbuches». Er lässt die vorhandenen grösseren und kleineren Märchenbücher aus allen Regionen Italiens Revue passieren, schildert ihre Eigenheiten, ihre guten und auch schwächeren Seiten. Dieses vorliegende Material wird die Quelle, aus welcher er schöpft. Er hat also – wie er das auch im Vorwort klar heraushebt – nicht selbst Märchen im Volk gesammelt: «Forse ogni cosa ha la sua epoca; adesso alla gente che non sa scrivere si chiede di raccontare la propria vita e i propri pensieri» (man denke an schwedische und norwegische, derartige Werke, und an den von Ernst Schlee herausgegebenen Band!). Richtunggebend für die Auswahl seines Stoffes waren zwei Prinzipien: alle verschiedenen Gattungen des Märchens zum Worte kommen zu lassen (sofern diese Gattungen in der Volksdichtung überhaupt belegt werden können) und ebenfalls alle Gegenden Italiens möglichst gleichmässig einzubeziehen. Massgebend waren allerdings nicht die heutigen politischen Grenzen, sondern die Sprachgrenzen; das Aostatal ist also hier nicht berücksichtigt und ebensowenig das Alto Adige-Gebiet, wohl aber Zara. Nur eine einzige Ausnahme wurde von ihm gemacht: zwei Märchen stammen aus dem Munde der Griechen in Kalabrien. Am Schlusse jedes Märchens wird die Gegend angegeben, von welcher es stammt; damit soll nur gesagt sein, dass der Herausgeber diese Fassung gewählt hat, weil sie ihm am besten zusagte oder am typischsten schien; die Anmerkungen am Schluss geben klare Auskunft, woher der betreffende Text stammt und in welchen weiteren Sammlungen er ebenfalls zu belegen ist. Calvino hat – nach dem Grimmschen Vorbild – die verschiedenen Vorlagen sprachlich geglättet und ausgeglichen; er hat auch leichte Retouchen vorgenommen. Man mag nun darüber denken wie man will, eines ist gewiss: es ist ein Genuss, die Märchen in der herrlich frischen, volkstümlichen (und doch nicht volkstümelnden) Sprache zu lesen. Und man möge ferner bedenken, dass Männer wie Giuseppe Cocchiara, Paolo Toschi und Giuseppe Vidossi ihn unterstützt und in seinem Vorgehen ermutigt haben. So dürfen wir wohl mit vollem Recht sagen: das volkstümliche italienische Märchenbuch ist nun geschaffen. Und es ist ein schönes Buch. Wildhaber

Aus Kärntens Volksüberlieferung. Klagenfurt, Verlag des Landesmuseums für Kärnten, 1957. 176 S., Abb. (Kärntner Museumsschriften, 17).

Das neue Heft der Kärntner Museumsschriften ist dem verdienten Germanisten und Volkskundler Hofrat Georg Graber zur Vollendung seines 75. Lebensjahres gewidmet; Gotbert Moro denkt in feinfühlenden Worten seines reichen Wirkens für die Volkskunde seiner Heimat. Den eigentlichen Akzent erhält die Festschrift durch die «Sagen aus dem Glödnitztal», die vor etwa 20 Jahren von Matthias Maierbrugger gesammelt worden waren und nun von Oskar Moser herausgegeben und erläutert werden. Rund 70 Sagen sind hier aus einer einzigen Ortsgemeinde zusammengetragen; sie werden zunächst einmal von Oskar Moser an ihren richtigen Platz innerhalb der Sagensammlungen Kärntens hingestellt. Ihre Stellung aber innerhalb der österreichischen, ja der ganzen alpenländischen Sagen erhalten sie durch Mosers «Erläuterungen», die sich stellenweise geradezu zu kleinen Monographien auswachsen. Auf jeden Fall legen sie Zeugnis ab vom gründlichen und überlegenen Einarbeiten Mosers in die Sagenprobleme; wir freuen uns, dass er öfters auch schweizerische Sagen als Vergleich und Beleg herangezogen hat. In den meisten Fällen bezieht er sich auf Jegerlehner; möglicherweise wären für unser Empfinden Jecklins und Büchlis Bündner Sagen näher gelegen, da ja das Wallis doch in mancher Hinsicht eine Sonderstellung einnimmt, aber anderseits sind Jegerlehners Bände bereits mit wertvollen Angaben kommentiert. Auf jeden Fall verdient Oskar Moser für diese ausgezeichnete Herausgabe volle Anerkennung.

Ein prächtiges Bild vom Beruf der «Flösser und Überführer» (Fährleute würden wir ihnen sagen) auf der Drau entwirft Bertl Petrei, und Franz Koschier gibt eine gut dokumentierte Skizze über die alte und neue Rosentaler Tracht, die er später noch zu ergänzen gedenkt. Auch die beiden Aufsätze von Anton Anderluh «Wege eines Volksliedes» und von Walter Medweth «Die Kärntner Sage. Eine soziologische Studie über heimatliche Lebens- und Kunstformen» möchten wir gerne erwähnt haben. Wildhaber

Leopold Schmidt, Volksschauspiel der Bergleute. Wien, Montan Verlag, 1957. 73 S., 9 Abb. (Leobener Grüne Hefte, 27).

Es handelt sich zunächst um einen bedeutsamen Beitrag zur Volksschauspielforschung, die bei uns seit Eberles Tod fast brachliegt, in Österreich aber an den Universitäten gepflegt wird, insbesondere in Wien (L. Schmidt), Graz (L. Kretzenbacher) und Innsbruck (A. Dörrer), und die in Italien durch Paolo Toschi «Le origini del teatro italiano» (1955) eine hervorragende Gesamtdarstellung erfahren hat. Das Besondere des vorliegenden Beitrages besteht indessen darin, dass hier das Schauspiel im Rahmen der Bergbauvolkskunde, d.h. von seinem sozialen Träger und seiner sozialen Funktion aus betrachtet wird. (Dementsprechend erscheint die Publikation auch als Nr. 27 der «Leobener Grünen Hefte», welche, von F. Kirnbauer herausgegeben, ganz der Volkskunde und der Kulturgeschichte des Bergbaues gewidmet sind.) Seit Gerhard Heilfurths grossem Werk über «Das Bergmannslied. Wesen/Leben/Funktion» (1954) sind uns die Augen geöffnet worden über die weittragende volkskundliche Bedeutung dieses nichtbäuerlichen Standes, des wichtigsten Vorläufers unserer modernen industriellen Gesellschaft. Dass auch im Schauspiel und im Brauch vieles, was von der älteren «Bauernvolkskunde» unbesehen als bäuerlich hingenommen wurde, bergmännischen Ursprung hat, wird uns hier von L. Schmidt grundsätzlich gezeigt, nachdem andere (Weinhold, Pröhle, Schlossar, H. Moser, Kretzenbacher, Dörrer, Ernyey) schon vorher vereinzelt auf die Bergleute als Volksschauspielträger hingewiesen haben. Im geschichtlichen Rückblick auf das Zeitalter der Gotik kommt der Verfasser zum Schluss (S. 23): «Der Bergmann als Träger des Schauspielbrauches stand schon auf dem Plan, als das grosse bürgerliche 16. Jahrhundert sich anschickte, das Erbe des ritterlichen Mittelalters in seine neuen Formen umzugiessen», eine These, die auch für das schweizerische Gebiet nachzuprüfen wäre, ebenso wie die Hinweise auf das männerbündische Element bei den «Erzknappen». (Der «Arczknapp» als wichtige Spielfigur ist gelegentlich als Arztgehülfe missverstanden worden.) Sicher muss auch in der gegenüber dem ostalpinen Gebiet weniger bergmännisch geprägten Schweiz die von L. Schmidt so eindrücklich und beispielhaft geforderte «Neubewertung des bergmännischen Elementes» einsetzen. In der Tat hat «die romantische Voreingenommenheit, das volksmässige Kulturleben der Bauernkultur gleichzusetzen, den schärferen Einblick in die Zusammenhänge verhindert». Wir nehmen diese kritische Anregung Leopold Schmidts zustimmend entgegen.

Richard Weiss

Banícka dedina Žakarovce. Bratislava, Slovenská Akadémia Vied, 1956. 666 S., 273 (teilweise farbige) Abb., musikalische Noten. 4°.

Der gewichtige Band, den wir hier anzeigen, ist nicht nur wegen seines reichen Inhaltes und der stattlichen Zahl guter Aufnahmen und Zeichnungen erwähnenswert, sondern er verdient daneben ein prinzipielles Interesse. In 10 Aufsätzen – alle mit deutscher, englischer und russischer Zusammenfassung – gibt das Kollektiv der wissenschaftlichen Mitarbeiter des Ethnographischen Instituts der Slowakischen Akademie der Wissenschaften eine sorgfältig durchgeführte Monographie eines slowakischen Bergwerksdorfes; es handelt sich um einen sehr instruktiven Beitrag zur Arbeiter-Volkskunde. Um der Objektivität willen muss allerdings doch auch gesagt sein, dass in den «kapitalistischen» Ländern derartige Bemühungen bereits zu schönen Erfolgen geführt haben (Deutschland, skandinavische Länder). Damit soll keineswegs das Verdienst des Herausgebers Ján Mjartan und des Mitarbeiter-Kollektivs herabgewürdigt werden; denn das soziologisch Bedeutsame an ihrem Werk ist, dass sie ein Dorf darstellen, dessen ganze Bevölkerung (ca. 1500 Personen) noch nicht der Grossindustrie zuzuzählen ist; noch betreiben die Frauen im wesentlichen Landwirtschaft – ebenfalls in kleinem Rahmen; sie bilden somit das konservative Element, das in Arbeitsweise, Bräuchen und Glaubensvorstellungen am Alten hängt und es weitergibt – vielleicht mit Modifikationen; die Männer aber fühlen sich als Arbeiter und wollen sich nicht unterscheiden von den übrigen Arbeitern des Landes. Ihren Boden wollen sie aber deshalb nicht aufgeben, denn sie haben seinen Nutzen und Wert – und wenn er auch kärglich und sogar ärmlich ist – öfters einsehen gelernt. Eine solche ausgesprochen aufschlussreiche Übergangsbevölkerung in allen möglichen Aspekten darzu-

stellen, ist sicherlich ein reizvolles Ziel und eröffnet eine Menge von Problemen. Die Zusammenfassungen lassen diese allerdings mehr nur erahnen als deutlich erkennen; doch sind wir uns ganz klar bewusst, dass der Wunsch nach ausführlicheren Inhaltsangaben das Buch noch umfangreicher und wohl auch teurer gemacht hätte. Dort wo ein reiches Bildermaterial den Text erklären hilft, kann man erst den Wert abschätzen, der in dieser Gemeinschaftsleistung liegt. Wer nicht slowakisch lesen kann, wird wenigstens aus diesen bebilderten Beiträgen seinen Nutzen ziehen; im wesentlichen geht es hier natürlich um die Sachvolkskunde. Von diesem – und nur von diesem Standpunkt aus gesehen gehören die Aufsätze über Landwirtschaft und Viehzucht (Tragjoch, melken der Schafe, Beerenstriegel), über die Geräte, Organisation und Technik der Grubenarbeiten, über Siedlung und Haus (Erdhütte, Darstellung der Einteilung des Hauses im Zusammenhang mit der Entwicklung und dem Verschwinden der Grossfamilie) und die Tracht (mit hervorragend schönen Abbildungen) zu denjenigen, welche sofort und ohne weiteres ziemlich einleuchtend verständlich sind. Die übrigen behandelten Gebiete umfassen: die gesellschaftlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen, die Nahrung, den Volksglauben und die Volksmedizin, die Volkserzählungen und Volkslieder (wobei interessanterweise die Bergmannslieder zurücktreten gegenüber Schäfer-, Liebes- und Hochzeitsliedern) und endlich eine Darstellung der agrarhistorischen Entwicklung (Formen und Rechtsverhältnisse der Bodennutzung; auch hier hätte der Berichterstatter sich gerne eine umfassendere Inhaltsangabe gewünscht). Alles in allem: eine wirklich beachtliche, verdienstvolle Leistung.

Wildhaber

Hans Siuts, Püttnachbarn und Püttbier. Das Jeversche Püttwesen und seine Stellung in der deutschen Volkskunde. Jever, Selbstverlag des Jeverländischen Altertums- und Heimatvereins, 1957. VIII, 47 S. DM 1.50. (Mitteilungen des Jeverländischen Altertums- und Heimatvereins, 5).

Der Verfasser gibt uns einen schönen, angenehm geschriebenen Bericht über das Brunnenwesen und die damit zusammenhängenden Ordnungen und Nachbarschaften in der ostfriesischen Stadt Jever. Er schildert zunächst die früheren Verhältnisse mit dem Turnusamt des Brunnenmeisters – wichtig war, dass stets ein gefüllter Bottich auf einem Schlitten bereit stand für die rasche Brandbekämpfung –; er bringt in anerkennenswerter Weise Parallelen zu anderen Brunnengenossenschaften, so auch zu schweizerischen[1]. Dann verfolgt er die geschichtliche Entwicklung weiter; die sachliche Berechtigung für diese Verbände verschwindet, aber trotzdem bleiben sie fernerhin bestehen; sie werden nun zu geselligen Vereinigungen (genau wie bei uns die Zünfte), auch Frauen haben Zutritt; es wird sogar das Amt des weiblichen Brunnenmeisters geschaffen. Daneben bekümmern sie sich auch um gegenseitige Hilfe, sie sorgen für die Alten und Gebrechlichen, das Grabgeleite gehört zu den Ehrenpflichten. Als junger Brauch hat sich auch das Schmükken des Brunnens entwickelt. Siuts Studie gibt uns also einen erfreulichen Beitrag zur rechtlichen Volkskunde und zur Brauchtums-Soziologie.

Wildhaber

Das Backen im Dorfbackhaus. Berichte. Hessische Abteilung im Institut für Volkskunde, Universität Frankfurt am Main, 1955. 24 S.

In ähnlicher Art wie das Archiv für westfälische Volkskunde unter Martha Bringemeier Berichte herausgibt[2], erscheinen nun ebenfalls derartige Berichte für Hessen, welche von *Mathilde Hain* zusammengestellt sind. Sie sind das Ergebnis von Umfragen über bestimmte Themen und verfolgen den doppelten Zweck, einerseits den Mitarbeitern mit dem Abdruck ihrer Einsendungen Dank, Anerkennung und weiteren Ansporn zu bieten und andrerseits lebendig und anschaulich geschildertes Material auch einem grösseren Kreise

---

[1] Der Zufall wollte es, dass wir am selben Tag auch das 26. Faszikel des Dicziunari rumantsch grischun erhielten, in dem der Artikel «bügl» mit den bündnerischen Brunnengenossenschaften (verfasst von Schorta) zu Ende geführt wird. Es freut uns, wieder einmal auf diese wichtige Quelle, das Dicziunari, hinweisen zu können.

[2] siehe SAVk 51 (1955) 138.

von Interessenten vorzulegen. Zuerst werden die gestellten Fragen und die Belegortkarte abgedruckt. Dann folgt eine sehr gute Auswahl über «Das Backen im Dorfbackhaus», die dabei verwendeten Geräte und die verschiedenen Backwaren und Gebildbrote (mit Abb.); einige Scherzfragen und Redensarten bilden den Beschluss.

Ein zweites Bändchen (1956) bringt ausgewählte Ergebnisse einer Umfrage über das Brauchtum bei Tod und Begräbnis.

Deutsche Kunst und Kultur im Germanischen National-Museum, Nürnberg, Verlag Karl Ulrich & Co., 1952. 240 S. (S. 17–208 Abb. auf Taf.).

Zwar sind schon einige Jahre vergangen, seit das Germanische National-Museum in Nürnberg zu seinem hundertjährigen Bestehen den schönen Tafelband herausgegeben hat, der einen gleichmässigen Überblick über all die verschiedenen Abteilungen und kostbaren Schätze zu geben bestrebt ist, doch ist er uns erst kürzlich zu Gesicht gekommen, und wir möchten ihn nun nachträglich wegen des Reizes und Wertes seiner Abbildungen hier wenigstens kurz anzeigen. Der Textteil (von Paul Grote) bringt einen Abriss über die Geschichte des Museums, und vor allem erzählt er vom Schaffen und der Eigenart seines Gründers, des Freiherrn von und zu Aufsess; er enthält auch eine kurze Wegleitung durch den Aufbau der Sammlungen. Zur Volkskunde gehört natürlich geschlossen die Abteilung Volkskunst, die im wesentlichen Bauernstuben und Trachten (mit allem Zubehör) umfasst. Daneben aber finden sich in reicher Fülle Keramik, Gewebe, Möbel, Hausgerät, Eisenarbeiten, Jagdaltertümer, Musikinstrumente und Spielzeug. Reizvolle Beispiele aus diesen Gebieten sind im Abbildungsteil zu sehen, und wir können mit Freude feststellen, dass die Volkskunde – sofern man den Begriff nicht furchtbar eng fasst – sehr zu ihrem Rechte kommt und auf würdige Art vertreten ist. Wildhaber

Leonie von Wilckens, Tageslauf im Puppenhaus. Bürgerliches Leben vor dreihundert Jahren. München, Prestel Verlag, 1956. 48 S. Text mit Abb., 40 Abb. auf Taf. DM 7.50, (Bibliothek des Germanischen National-Museums Nürnberg zur deutschen Kunst- und Kulturgeschichte, 5).

Wir haben das Vergnügen, eine ganz entzückende kleine Kulturgeschichte in Bildern anzeigen zu können, zu der Leonie von Wilckens einen ebenso reizvollen und unterhaltenden Text geschrieben hat. Zwar fehlen alle wissenschaftlichen Verweise, doch bietet das Germanische National-Museum in Nürnberg, in dessen Bibliotheksserie das Bändchen erschien, jegliche Gewähr für Sorgfalt und Zuverlässigkeit. Die dargestellten und beschriebenen Puppenhäuser aus dem 17. Jahrhundert befinden sich im Germanischen National-Museum. Die Herausgeberin sagt klar und deutlich, dass es sich bei diesen Puppenhäusern weder um eigentliches Spielzeug noch um Modelle von vorhandenen Häusern handelte; sie dienten zum Anschauungsunterricht, zur Belehrung und Unterweisung der heranwachsenden Töchter. Das Flugblatt, in dem Anna Köferlin von Nürnberg 1631 zur Besichtigung ihres Puppenhauses aufmuntert, meint denn auch: «Darum, Ihr lieben Kinderlein, beschaut alles gar eben, wie alles ist geordnet fein. Soll Euch gut Lehre geben, dass wann Ihr dermaleins zu Haus kommt, Gott Euch tut geben eignen Herd, dass Ihr's voraus bei all Eurem Leib und Leben ordentlich und nach der Gebühr in Eurem Haushalten richtet und ordnet ...». So ist es zu erklären, dass diese Puppenhäuser in erstaunlich einwandfreiem Zustand erhalten geblieben sind; so bieten sie aber auch uns eine vorzügliche Möglichkeit, das Alltagsleben im städtisch-bürgerlichen Haus zu betrachten. Möbel und Hausrat werden – wenigstens dem Aussehen und der Verwendung nach – einwandfreie, getreue Dokumente. Für ihren einleitenden Text zieht die Herausgeberin Gedichte vom Hausrat, Haushaltungs- und Küchenbücher – z.B. Die Getreülich unterwiesene Haus-Halterin – heran; sie erzählt uns, was von den verschiedenen Räumen der Häuser und ihrer Ausstattung zu berichten ist, was all die Geräte damals kosteten, wie viel und welches Geschirr in den guten Bürgerhäusern vorhanden war; wir vernehmen sogar, wen – in wohlabgestufter Reihenfolge – ein gutsituierter Hausvater zum Neuen Jahr mit Geldgeschenken zu bedenken hatte. Und die Bilder zeigen uns, wo die vielen kleinen Dinge ihren Platz im Hause hatten. Wildhaber

Hildamarie Schwindrazheim, Altes Spielzeug aus Schleswig-Holstein. Heide in Holstein, Westholsteinische Verlagsanstalt Boyens & Co., o.J. (1956). 23 S. Text, 57 Abb. auf Taf.

Dieses entzückende Bändchen mit den guten Abbildungen, dem reizvollen Spielzeug und dem liebevoll einführenden Text verdient unbedingt einen Hinweis. Für uns sind als Vergleich zu dem einfachsten alpenländischen Spielzeug besonders interessant das Schnekkenhaus, das mit einer Schnur umwickelt als angeschirrtes Pferd dient, und die aus Binsen hergestellte Ente. Dann haben wir eine Menge von Unterhaltungs- und Geduldspielen aus der Grossväterzeit. Hübsch sind ferner die volkstümlichen Musik- und Lärminstrumente[1] und die Angaben zum Rummelpott. Auf die kurzen Notizen zum Rolandreiten und zum Trillspiel, das unserem Hornussen verwandt ist, möchten wir wenigstens aufmerksam gemacht haben. Wildhaber

Volkskunst

Franz Lipp, Volkskunst und Handwerk der Gegenwart in Österreich. Wien, Österreichischer Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst, 1957. 80 S., 27 Textabb., 24 Taf., Literatur.

Franz Lipps kleines, aber gewichtiges Heft ist eine Art Begleittext aus Anlass einer gleichnamigen Wanderausstellung, die vom Kuratorium «Österreichisches Heimatwerk» veranstaltet und von Lipp durchgeführt wurde. Zunächst erhalten wir eine Übersicht, was in allen einzelnen Bundesländern als typisch und kennzeichnend gilt und Verbindung mit der Volkskunst und Fortsetzung ihrer Tradition bedeutet. Wer das Büchlein aufmerksam liest, erhält aber weitaus mehr: es geht um die prinzipielle Stellung der «modernen» Volkskunst innerhalb der Volkskunde, und weiter um die Stellung der «Heimatwerke» und der praktisch-pflegerischen Tendenzen um die Gestaltung einer «neuen» und doch traditionell verankerten Volkskunde, um Probleme also, zu denen wir immer wieder irgendwie Stellung zu nehmen haben. Lipp gibt uns hier allerhand Klärendes und Beherzigenswertes; er unterscheidet zwischen den wenigen Überresten der alten Volkskunst, der nicht unerheblichen Zahl von Gegenständen lebendig empfundener Volkskunst und der sogenannten Heimatkunst, deren Merkmal die Wiederbelebung, das Aufgreifen überlieferter Formen und Motive ist; er unterscheidet klar zwischen dem, was als eigentliche Volkskunst bezeichnet werden kann und was «blosses» – wenn auch formschönes – Gerät ist. Lipp geht weiter auf die gestalterischen Möglichkeiten der modernen Volkskunst im Bauen und Wohnen, im religiösen und weltlichen Brauchtum, in Tracht und bei Musikinstrumenten ein; auch die Frage der «Reiseandenken», der «Souvenirs» wird von ihm keineswegs als unwesentlich umgangen; er gibt uns also ein «modernes» Volkskunst-Handbüchlein im besten Sinne, angewandt allerdings auf die speziell österreichischen Eigenheiten. Aber gerade deswegen ist so vieles von dem, was er über die «Heimatwerk»-Bewegung oder etwa über die Volkskunst im Vorarlberg sagt, für uns sehr aufschlussreich, da in manchem unsere Lage ähnlich ist. Wildhaber

Rudolf Bednárik, Mal'ované ohništia v oblasti Malýck Karpát [Bemalte Herde im Gebiete der Kleinen Karpaten]. Osveta Martin, 1956. 155 S., 43 Taf. (teilweise farbig). 4°. Deutsche und englische Zusammenfassung.

Der Verfasser behandelt eine höchst eigenartige Erscheinung von Volkskunst, auf die er in einem ziemlich begrenzten Gebiet im Raum der Kleinen Karpaten gestossen ist. Es handelt sich um Wandmalereien am Herd und in der Küche, geschaffen von einfachen Bauernfrauen, mit einem unglaublichen Sinn für Raumfüllung und Verteilung der Ornamente in wohltuender, mehr oder weniger symmetrischer Form auf der Fläche. Nach Angaben des Verfassers sollen diese Malereien vom Ende des 18. Jahrhunderts an ent-

---

[1] Über ein im volkstümlichen Brauchtum zum Stephanstag verwendetes Lärminstrument aus Irland, «bodhrán», hat kürzlich *Caoimhín Ó Danachair* eine kleine Studie geschrieben, in: The Journal of the Cork Historical and Archaeological Society 60 (1955), No. 192, S. 128f.

standen sein, und zwar im Zusammenhang mit der Umwandlung der Kammer in einen Wohnraum, in dem man kochen konnte. Damit sei die Rauchküche als solche aufgegeben und in einen «Repräsentationsraum» umgewandelt worden. Die Frauen haben die rauchgeschwärzten Wände beim Herd mit «Kot» (die englische Fassung hat "mud") überstrichen und dann mit Kalk weiss getüncht; sie sahen bald, dass man auf dem weichen Untergrund mit den Fingern dunkle Ornamente «malen» konnte. Bald benützte man auch Kartoffelscheiben als primitive Farbdruckblöcke. Und endlich ging man zu Malerei mit ganz einfachen Mitteln über. Es sind die gleichen Bäuerinnen, die in ihren Trachtenstickereien den ganzen traditionellen Schatz an Ornamenten mit der grössten Selbstverständlichkeit und mit naiver Sicherheit verwenden und zu immer neuen Gruppen formend gestalten, die auf den Tellern und Schalen auf den Simsen ihrer Stuben tagtäglich die selben Motive vor sich sehen: Wirbelrad, Rosette, Sechs- und Achtstern, Herz, Tulpe (in den unglaublichsten Abwandlungen), Nelke, Vogel (mit einer erstaunlichen Gestaltungskraft der stilisierten Füsse), Lebensbaum und Vase mit Blumen. Besondere Beachtung verdient das Pelikan-Motiv, das bis zu kaum erkenntlichen Umwandlungen weitergeführt wird, bei denen man auf den ersten Blick sieht, dass das Motiv selbst nicht mehr verstanden wird, dass aber das natürliche Formempfinden dieser Dorfkünstlerinnen weiter mit den Elementen spielt. Die farbigen Abbildungen lassen etwas von der festlichen, hellen Pracht ahnen, die auf diese Weise in die Küchen einzieht. Einzelne Malereien sind übrigens mit Initialen versehen und tragen Jahreszahlen (1907, 1933, 1940, 1946). Für das Studium wirklich dörflicher Volkskunst bietet das Buch geradezu eine Fülle von Anregungen.

Wildhaber

Möbel

Kirsti Herlin gibt in der Zeitschrift *Suomen Museo*[1] eine interessante (deutsch geschriebene) Studie über Sinn und Funktion des finnischen Blockstuhls, der Aufbewahrungsstuhl ist und der jedem Hausbewohner persönlich gehört; jeder verwahrt seine Habseligkeiten in seinem Stuhl. Schon diese Funktion deutet auf das hohe Alter; er muss einmal – wie auch der «Hochsitz» – den Vornehmen gehört haben, um dann mit der Zeit den Weg bis in alle Stuben zu finden. «Die letzten Benutzer von Blockstühlen sind Dienstvolk in den entlegensten Winkeln des Nordens gewesen, die ersten aber Häuptlinge und Könige in den ältesten Kulturzentren.»

Wildhaber

Karl Hillenbrand, Bemalte Bauernmöbel aus württembergisch Franken. Stuttgart, Silberburg Verlag, 1956. 22 Textseiten, 28 Abb. (wovon 5 farbige). 8°.

Ein hübsches kleines Bildbändchen in der Art der früheren Bücherei des Bibliographischen Instituts, das in Text und Abbildungen ein verhältnismässig eng umrissenes Gebiet doch recht aufschlussreich zu zeigen vermag. Auf jeden Fall bildet es einen schönen Beitrag zur dörflichen Möbelmalerei, insbesondere zu den Truhen und Schränken. Es ist erstaunlich, was vom hohenlohischen Dorf Untermünkheim am Kocher an solchen Möbeln nicht nur in die nähere und weitere Umgebung, sondern auch in entferntere Gegenden von Deutschland ausging. Vor allem lässt der Verfasser einen dieser Kastenmaler, Johann Michael Rössler (1791–1849), aus der Anonymität des dörflichen Malers heraustreten, was um so begreiflicher erscheint, als dieser Schreinermeister viele seiner Möbel selbst mit dem Namen versehen hat; auch ist sein Malstil so typisch, dass es mit grosser Gewissheit möglich wird, ihm Stücke zuzuschreiben. Gerade wegen dieses Einzelfalles, in dem ein Dorfkünstler erfasst werden kann, hat Hillenbrands Bändchen seinen Wert.

Wildhaber

Textilien und textile Geräte und Techniken

Veera Vallinheimo, Das Spinnen in Finnland unter besonderer Berücksichtigung schwedischer Tradition. Helsinki, Suomen Muinaismuistoyhdistys, 1956. 287 S., 116 Abb., Literaturverzeichnis, Wortregister. (Kansatieteellinen Arkisto, 11).

---

[1] 1956, 43–56, 10 Abb., 1 Verbreitungskarte.

In der gleichen Reihe, deren Redaktion von T. I. Itkonen und Kustaa Vilkuna besorgt wird, und in der wir bereits mehrere vorzügliche Arbeiten besitzen, erscheint nun ein Buch über das Spinnen in Finnland mit allem, was damit auf ergologischem Gebiet zusammenhängt: Geschichte, Geräte, Namengebung und Verbreitung. Es ist wiederum eine in jeder Hinsicht erfreuliche, sorgfältig dokumentierte, reich und instruktiv bebilderte Abhandlung, die auf Grund von genauen sprachgeschichtlichen Untersuchungen und intensiver Erforschung des Materials eine Reihe von Fragen klärt und einen einwandfreien Überblick über die gesamte Entwicklung der Arbeitsvorgänge und der hiefür benützten Geräte bietet. Die Verfasserin beginnt mit dem Waschen der Schafe und der Wolle (schade, dass hiefür die schönen Berichte über Schäfer und Schafzucht, die Martha Bringemeier zusammenstellte, nicht herangezogen wurden). Besonders verdienstlich sind die Angaben über den Woll- oder Hedekamm, der auch bei unseren Bauern – wie ich selbst mehrmals habe feststellen können – kaum mehr bekannt ist. Es folgen das Zupfen und das Auflockern oder Schlagen der Wolle mit dem Stock und die Bearbeitung mit dem Fachbogen, die meist vom berufsmässigen Wollschläger (man vergleiche unsere Geschlechtsnamen) besorgt wurde. Überall bekannt sind dann die Wollkarden, die entweder als Handinstrument oder auf einer Bank montiert verwendet wurden, wie wir das auch bei uns kennen. Erfreulicherweise ist auch der Wollkorb nicht vergessen, der ja gerade in den skandinavischen Ländern oft genug eine liebevolle Ausgestaltung erfuhr.

Ein grosses Kapitel ist dem Wockenstand, dem Spinnrocken, und der Art und Weise, wie das Spinngut an und auf ihm befestigt wird, gewidmet. Wir notieren besonders die überlegene Gruppierung der verschiedenen Typen, die zwar nach äusseren Kriterien vorgenommen wird, bei denen aber immer die verschiedenen Verwendungsmöglichkeiten bis ins einzelne dargestellt sind; auch wird das Arbeiten damit aus genauester Kenntnis heraus beschrieben. In allen diesen Fragen – das bezieht sich auch auf die folgenden Kapitel – geht die Verfasserin weit über die üblichen volkskundlichen Abhandlungen auf diesem Gebiet hinaus. Ein kleiner Abschnitt ist auch der Volkskunst – vor allem der Ornamentik der Blattrocken – gewidmet; sie sind meist Minnegaben. Ein nächstes, ausführliches Kapitel befasst sich mit der Spindel, dem Wirtel und dem altertümlichen «Spinnen aus der Hand». So viel mir bekannt ist, bringt die Verfasserin als erste eine genaue, aus der Literatur belegte Liste über die bis jetzt kaum beachtete Tatsache, ob der Wirtel am oberen oder unteren Teil der Spindel befestigt ist, was wiederum auf die Art des Spinnens Einfluss hat. Über das Spinnen mit der Spindel bringt die Verfasserin eine Fussnote aus der Schweiz; dazu hätten sich allerdings eine Reihe weiterer Belege beibringen lassen. Das letzte Kapitel führt uns dann das Spinnrad vor; wir bewundern die exakte Beschreibung aller Einzelteile, ihre mannigfaltigen Namen (mit der Erklärung des jeweiligen Herkommens) und der Arbeitsweise und Wirkung im ganzen Arbeitsvorgang. Das Verhältnis der einzelnen Spinnradtypen zueinander wird ebenfalls erörtert, vor allem die eigenartige soziale Stellung des Langrades. Interessant ist überhaupt, wie man das Aufkommen des Spinnrades in Finnland und das allmähliche Verdrängen des Spinnens mit der Spindel vermittelst rechtzeitiger Aufzeichnungen und Enquêten (und natürlich auch durch nachträgliche Schlüsse) bis ins einzelne hinein verfolgen kann.

Bei den Literaturangaben, die im allgemeinen eine eingehende Kenntnis verraten, vermissen wir zu unserem Bedauern Annemarie Bodmers Spinnen und Weben im französischen und deutschen Wallis. Wildhaber

Erich Meyer-Heisig, Weberei, Nadelwerk, Zeugdruck. Zur deutschen volkstümlichen Textilkunst. München, Prestel-Verlag, 1956. 160 S. mit 80 einfarbigen und 6 farbigen Taf. DM 26.–.

Herausgeber und Verleger haben sich durch ihre beiden früheren, prächtigen Bände über «Deutsche Volkskunst» und «Deutsche Bauerntöpferei» schon so bekannt gemacht, dass ihr neues «Gemeinschaftswerk» keiner Empfehlung mehr bedarf; es sollen die Volkskundler nur noch darauf aufmerksam gemacht werden, dass hier wieder ein Buch vorliegt, in dem sie sowohl im Textteil eine vorzügliche Einführung in die deutsche volkstümliche Textilkunst erhalten, als auch im Bilderteil eine richtige Fundgrube für textile

Techniken und Ornamente der Ausbeute harrt. Dazu kommt ein sorgfältiges Literaturverzeichnis, das auch abgelegene, aber wichtige Aufsätze nicht vergisst. Wieder ist das Buch das Ergebnis einer während langer Zeit vorbereiteten Ausstellung im Germanischen National-Museum in Nürnberg. Meyer-Heisig unternimmt es mit grosser Umsicht, die wesentlichen Erscheinungen aus den volkstümlichen Textilgebieten in ihrer Eigenart und Technik zu schildern, aber auch in ihren landschaftlichen Besonderheiten und Gebundenheiten herauszuheben und zu verfolgen. Im einzelnen sind diese Erscheinungen wohl in der Literatur zerstreut zu finden, sie aber in sichtender Art zusammengestellt zu haben ist durchaus das Verdienst des Herausgebers. So treten nun erst die schleswig-holsteinische Beiderwand und Bildwirkerei neben den ostpreussischen Bauernteppichen und den österreichischen Defreggerdecken klar heraus. Das gleiche gilt für die Nadelarbeiten: Stickereien, Netznadelarbeiten, Klöppelspitzen, Federkielstickereien, Strickereien, Aufnäharbeiten, und ebenfalls für den Bunt- und Blaudruck. Wir werden jeweils über geschichtlich belegtes Auftreten, über Bedeutung und Verbreitung all dieser verschiedenen Zweige textiler Betätigungen belehrt. So sehen wir etwa, dass das baselbieterische *Dintle* (der Verfasser hat Gustav Müllers Aufsatz darüber in seinem Literaturverzeichnis nicht vergessen!) dem *Tunteln* der nordfriesischen Inseln entspricht, das seinerseits wieder Zusammenhänge aufweist mit den Klöppeleien von Südjütland (cf. Sigurd Schoubye, Kniplings-Industrien på Tønderegnen, Tønder 1953). Bei den Abbildungen finden sich unter anderem zwei besonders reiche Stickmuster (Abb. 28 und 29) und zwei ausnehmend schöne tirolische Versehdecken von ungefähr 1700 (Abb. 40 und 41). Wildhaber

Siegfried Sieber, Die Spitzenklöppelei im Erzgebirge. Eine wirtschafts-, sozial- und kulturgeschichtliche sowie volkskundliche Studie. Herausgegeben im Auftrag des Zentralhauses für Volkskunst. Leipzig, F. Hofmeister, 1955. 121 S., 19 S. Abb.

In seiner vorzüglichen monographischen Darstellung befasst sich der Verfasser zunächst mit der Entstehung des Klöppelns (im 15. Jahrhundert, wahrscheinlich in Italien), seiner Ausbreitung in den oberen städtischen Gesellschaftsschichten und seiner Entwicklung zur Hausindustrie als Folge von durch aufblühende Wirtschaft und Handel bedingten Modeströmungen. Er stellt den Beginn der erzgebirgischen Klöppelkunst in die Mitte des 16. Jahrhunderts und macht wahrscheinlich, dass sie von Barbara Uttmann, der Frau eines Bergwerkbesitzers, eingeführt oder doch im grossen organisiert wurde, um der durch den Rückgang des Silberbergbaues drohenden Not zu steuern. Erleichtert wurde ihr diese Aufgabe dadurch, dass schon vorher im Erzgebirge die Herstellung von Borten, sowie von geflochtenen Haarnetzen und Schleiern ausgeübt wurde, und dass wegen des Bergbaus gute und weite Handelsbeziehungen bestanden. Schon zu Ende des 16. Jahrhunderts sollen gegen 10 000 Frauen, Männer und Kinder in dieser Heimindustrie beschäftigt gewesen sein, und sie hielt sich durch alle Notzeiten hindurch, bis in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts Maschinen die Handklöppelei mehr und mehr verdrängten. Den gleichen Effekt hatte die fortschreitende Industrialisierung des Erzgebirges. Trotzdem hat sich das Handklöppeln bis auf den heutigen Tag in erfreulicher Weise gehalten.

Der Verfasser untersucht in sehr klarer Weise die Verbreitung des Spitzenklöppelns, den Spitzenhandel, die Klöppelschulen, Rohstoffe und Hilfsgewerbe, die soziale Lage der Klöppelnden. Für den Volkskundler sind besonders interessant die drei letzten Kapitel des Büchleins über Volkskundliches, Sage und Dichtung in ihren Beziehungen zum Klöppeln, sowie über die Frage, ob Spitzenklöppeln eine Volkskunst sei. Unter den Bräuchen werden u. a. erwähnt die Zusammenkünfte zum Klöppeln, Wettklöppeln, Zählverse zum Erleichtern der Arbeit, Klöppellieder und Klöppelspiele; an Sagen vor allem Überlieferungen, die Barbara Uttmann betreffen. Als Volkskunst glaubt der Verfasser das Klöppeln bezeichnen zu können, weil es von Anfang an nicht ausschliesslich dem Erwerb allein diente, sondern weitgehend auch betrieben wurde als Liebhaberei, weil man für sich selbst etwas Schönes herstellen wollte. Es bereitete Freude, seiner erfinderischen und schöpferischen Kraft Ausdruck geben zu können, und vor allem zeigt seine Verwurzelung im Volk und im Volksbrauch, dass es eine echte Volkskunst war und ist. – Durch die zahlreichen

Abbildungen wird der Text namentlich auch im Hinblick auf die Technik des Klöppelns wertvoll ergänzt. Bühler

Rudolf Reichelt, Das Textilornament. Ein Formenschatz für die Flächengestaltung. Berlin, Henschelverlag, 1956. 147 S. mit 178 Abb., 8 Farbtafeln. (Deutsche Bauakademie. Schriften des Forschungsinstituts für Innenarchitektur).

In diesem Werk soll ein recht vielseitiges Bildmaterial vorgelegt werden, das dem Fachmann – aber auch dem Laien – Möglichkeiten und Prinzipien der Verteilung und Gestaltung von Ornamenten bei Raumtextilien klar vor Augen führt. Es geht also um einen rein praktischen Zweck; aber gleiche Gesetze der Wiederholung und der freien, fast willkürlichen Verwendung von Motiven sind ebenfalls in der reinen Volkskunst wirksam, so dass auch von diesem Gesichtspunkt aus das vorliegende Material höchst interessant ist. Die Beispiele stammen zur Hauptsache aus dem 16. bis zum 19. Jahrhundert; geographisch sind neben mehreren europäischen Ländern (z.B. Italien, Spanien, Deutschland, Slowakei, Russland) auch China, Japan und Persien vertreten, so dass gerade die Einflüsse dieser ausserordentlich schön ausgewogenen Textilien verfolgt werden können. Der Herausgeber gibt zu jedem Bild eine kurze Legende, in welcher er auf das Vorbildliche, gelegentlich aber auch auf die schwachen Seiten der Gestaltung aufmerksam macht. Wildhaber

Luis Cortes Vazquez, Las ovejas y la lana en Lumbrales (Pastoreo e industria primitiva en un pueblo salmantino). Salamanca, Centro de Estudios Salmantinos, 1957. 78 S., Abb., 35 Photos auf Taf.

Cortes, der die romanistische Linguistik an der Universität Salamanca mitzubetreuen hat und dem wir schon mehrere, wertvolle Studien aus dem Wort-Sache-Gebiet zu verdanken haben, gibt uns hier eine schöne, geschlossene Abhandlung über die Wollverarbeitung in einem Dorf aus der Umgebung Salamancas, das durch seine Gewebe bekannt ist. Der erste Teil über «die Schafe» weitet sich zu einem eigenen Aufsatz über die Schafzucht, den Schafhirt und Produkte seiner Hirtenkunst, über die Fabrikation von Schafkäse (mit dem durchlöcherten Käsereif und dem Unterlagetisch), über Ohrenzeichen und Schafkrankheiten aus. Der zweite Teil bringt dann die gesamte Verarbeitung der Wolle mit allen hiefür verwendeten Geräten, die in Zeichnungen oder Photos reproduziert sind. Besonderes Gewicht legt der Verfasser auf die Schilderung des Webstuhls und der Walkerei. Überall sind die genauen Dialektbezeichnungen beigefügt, so dass auch der Linguist mit Gewinn zu dieser willkommenen Bereicherung unserer Kenntnisse der europäischen, textilen Geräte und der altertümlichen Schafzucht greifen wird. Der Raum verbietet uns leider, auf die sich geradezu aufdrängenden Parallelen einzugehen. Wildhaber

Marijana Gušić, Commentary on the exhibited material. Zagreb, Ethnographical Museum, 1955. 207 S., Zeichnungen und Karten, 46 Tafeln. 4°. (Englische Übersetzung der kroatischen Originalausgabe von 1955).

Das Volkskundemuseum in Zagreb gilt seit vielen Jahren als eines der reichhaltigsten und gepflegtesten Museen in Jugoslawien. Die gegenwärtige Ausstellung geht auf das Jahr 1951 zurück; damals musste die landwirtschaftlich-ergologische Anordnung in den Hintergrund treten vor der starken Betonung der Volkskunst, insbesondere der Trachten und im weiteren der Textilien überhaupt. Heute bietet Zagreb eine praktisch lückenlose Darstellung aller kroatischen Trachten, mit Einschluss einiger Nachbargebiete, vor allem aus dem dinarischen Kulturkreis. Wir möchten aber gleich betonen, dass auch die Geräte der täglichen Arbeit durchaus zu ihrem Recht kommen und ausgestellt werden, nicht in systematischer, funktioneller Anordnung, sondern eher nach ästhetischen Gesichtspunkten, und wie und wo es sich am ungezwungensten bei der Wanderung durch die Ausstellung ergibt. Ein Abbild dieser Art von Ausstellung gibt nun das vorliegende Buch; bezeichnenderweise nennt es sich «Kommentar zum ausgestellten Material». Es enthält eine Fülle von Einzelbeobachtungen und höchst anregenden Schilderungen, wie sie sich jeweils bei der Betrachtung und Anlayse eines Museum-Schaukastens ergeben. Man muss

auch hier auf die Systematik verzichten, dafür wird man entschädigt durch frische und ständig wechselnde Betrachtungen, die meist von der Tracht ausgehen und häufig genug den gesamten bäuerlichen Lebenskreis in Haus, Hof und Feld einbeziehen. Das Buch verzichtet denn auch ganz bewusst darauf, den systematischen, ethnographischen Überblick zu geben; es will die interessantesten Aspekte der verschiedenen Kulturkreise und Einflüsse, wie sie gerade in Kroatien besonders augenscheinlich werden, dem Besucher des Museums zum späteren Studium mitgeben. Er wird den Text mit reichem Gewinn zu Hause lesen und er wird seine grosse Freude an den prächtigen Tafeln haben, die nicht nur Museumsmaterial bieten, sondern auch Photos aus der dörflichen Welt zeigen. Wildhaber

Slovenský ľudový textil [Slowakische Textilien]. Martin, Osveta, 1957. 158 S., Abb., schwarze und farbige Taf. 4°.

Unter der Redaktion von Adam Pranda sind in diesem schönen Buch vier Aufsätze vereinigt worden, welche die verschiedenen textilen Geräte und Techniken auf slowakischem Gebiet in Wort und vor allem in grossen, klaren Bildern und ausserordentlich instruktiven Zeichnungen zur Darstellung bringen. Die Aufsätze haben knappe Zusammenfassungen in deutscher, französischer und englischer Sprache (persönlich hätten wir eine dreimal längere Zusammenfassung in einer einzigen Sprache allerdings vorgezogen; das gebotene Material wäre eine gründlichere Kenntnis wohl wert). Für vergleichende Gerätekunde ist der erste Beitrag von Anna Bartošová über die volkstümliche Weberei heranzuziehen mit meist vorzüglichen Wiedergaben der Geräte und Proben der Gewebe mit ihren Verschiedenheiten in Bindung und Farbe. Der folgende Aufsatz, von Elena Holéczyová bringt die volkstümlichen Stickereien nach drei Hauptgruppen geordnet: solche auf gezählten Fäden, vorgezeichnete und aufgenähte Stickereien (schöne, technologische Abbildungen); die Zusammenfassung besagt, dass auch die häuslichen Pflanzenfarben besprochen seien. Ema Marková beschäftigt sich mit den Fadenarbeiten (flechten, klöppeln, stricken, häkeln, Netz- und Näharbeiten); sie betont, dass ihr Aufsatz ein Anfang für weitere Studien sei, da vertiefte Beschäftigung sowohl im Terrain als in den Museen sicherlich noch bedeutsames Material herbeizuziehen könne (auch hier sind die klaren Abbildungen hervorzuheben). Der vierte Beitrag stammt von Mária Morávková; er stellt sich die Aufgabe, die slowakische Volkstracht nach den verwendeten Materialien, nach den einzelnen Trachtenteilen, aber auch nach dem Nähen der Tracht und den Schnittmustern zu durchgehen und uns in ausgewählten Beispielen vorzustellen. Wildhaber

Mária Kresz, Ungarische Bauerntrachten (1820–1867). Budapest, Verlag der Ungarischen Akademie der Wissenschaften; Berlin, Henschelverlag Kunst und Gesellschaft, 1957. Textband: 164 S., Abb., Karte. Tafelwerk: 96 Taf. (schwarz und farbig). 4°.

Das vorliegende Prachtwerk über ungarische Bauerntrachten ist die deutsche Übersetzung eines gleichzeitig erschienenen ungarischen Buches, von dem auch eine erweiterte Fassung mit vermehrtem Quellenmaterial herausgegeben wurde. Mária Kresz, die Mitarbeiterin am Ethnographischen Museum in Budapest, zählt neben Edit Fél zu den hervorragenden Trachtenkennerinnen ihres Landes. Ihr Buch erinnert in manchem an das Trachtenwerk der Julie Heierli: auf Grund eines sorgfältig zusammengesuchten Bildmaterials, dem der dokumentarische Wert nicht abgesprochen werden kann, und mit Heranziehung von alten Reisebeschreibungen und Schilderungen gelingt es ihr, eine bis in die feinsten Einzelheiten genaue und überzeugende Darstellung der Trachten im ganzen und der Trachtenstücke im einzelnen zu geben. Sie legt Wert darauf, jeweils auch die Wandlungen in der Tracht zu beschreiben, und – was besonders verdienstlich ist – den Gründen nachzugehen, welche zu solchen Wandlungen geführt haben. Sie macht dies mit wohltuender Objektivität, wobei sie vor allem die Quellen ausnützt und sprechen lässt. Ihr liegt es daran, die Entwicklung in dem halben Jahrhundert von etwa 1820 bis etwa 1870 zu erläutern, in einer Zeit also, in der die nationalen Ideen der ungarischen Selbständigkeit besonders lebhaft wirksam wurden und in der auch die Umwandlung von der Naturalwirtschaft zur einsetzenden Industrialisierung die grösseren ungarischen Orte erfasste und deren Lebenshaltung beeinflusste. Mit dem erneuten nationalen Interesse beginnt

auch die Beschäftigung mit dem «Volk», dem «Bauern» und «Hirten»; wohl mag sie häufig in romantisch-verklärtem, mildem Lichte die Realität der kleinbäuerlichen harten Arbeit in das Halbdunkel einhüllen – gerade «Trachtenwerke» sind ja öfters auf Bestellung und Wunsch adliger Herrschaften entstanden – aber sie enthalten eine solche Fülle von wichtigen Einzelheiten, dass deren Addition einen ansehnlichen Wert erhält. Ganz generell vollziehen sich auch in Ungarn die gleichen Erscheinungen des allmählichen Trachtenrückganges, wie wir sie aus anderen Gebieten – allerdings in verstärktem Masse – kennen. Mária Kresz gibt uns zunächst einen kurzen Rechenschaftsbericht ihrer Arbeitsweise, dann schildert sie die Trachtenlage am Anfang des 19. Jahrhunderts, um schliesslich auf die Wandlung der Bauerntrachten einzugehen. Sie behandelt im einzelnen jeweils die Haar- und Kopftracht, die Oberkleidung und die Fussbekleidung; sie gibt aber auch Angaben über das Material der Kleidung (Tuch, Leinen, Baumwoll- und Seidenindustrie) und über gesellschaftliche Unterschiede in der Bauerntracht. Den Beschluss dieses schönen und zuverlässigen Werkes bilden eine Zusammenstellung der verwendeten Literatur-Dokumente und eine prächtige Mappe von 96 meist farbigen Trachtentafeln. Wildhaber

Geräteforschung

Paul Scheuermeier, Bauernwerk in Italien, der italienischen und rätoromanischen Schweiz. Band II: Eine sprach- und sachkundliche Darstellung häuslichen Lebens und ländlicher Geräte. Mit 495 Holzschnitten und Zeichnungen von Paul Boesch. 542 Photographien und 13 Sachkarten. Verlag Stämpfli & Co., Bern 1956.

Mit dem vorliegenden gewichtigen 2. Band des «Bauernwerks» und dem von K. Jaberg demnächst vollendeten Index wird Jud und Jabergs «Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz» (AIS) abgeschlossen sein als ein in seiner Art unvergleichliches und unübertreffliches Werk, dessen dreiteiligen Bau Jaberg in seiner Einleitung zum Illustrationsband II prägnant umschreibt: «Die Sprachkarten stellen den Begriff, das 'Bauernwerk' die Sache, der Index das Wort ins Zentrum.»

Für die Volkskunde sind viele der 1928–1940 in acht Bänden erschienenen Sprach- und Sachkarten wichtig, vor allem aber die zwei Bände «Bauernwerk». Sie sind ein einzigartiger Thesaurus bäuerlicher Sachkultur in ihrer räumlichen Lagerung vom Alpenkamm bis nach Sizilien, in einem Querschnitt also durch ganz Südeuropa. Bescheiden einschränkend bemerkt zwar der Verfasser, dass das Material nicht «vollständig» sei, dass er auf Auseinandersetzung mit der Literatur und auf Interpretation bewusst verzichte, so dass es sich um «die blosse Feststellung von Tatsachen und deren Verbreitung handle». Nur der, welcher selber schon solche «Feststellung» als Feldforschung versucht hat, kann ermessen, was das heisst. Sechs Jahre lang, seit 1919, hat Scheuermeier als Explorator rastlos Italien bereist. «Der einst als Sprachforscher ausgezogen, war als Sachforscher zurückgekehrt», sagt Jaberg von ihm. Dann ging er mit geschärftem Blick und gereifter Erfahrung noch einmal zu reiner Sachforschung, diesmal in Begleitung des Kunstmalers Paul Boesch.

Dass nach dem Band I des Bauernwerks, der 1943 im Eugen Rentsch-Verlag erschienen ist, auch der zweite, trotz der enormen Kosten, 13 Jahre später doch noch publiziert werden konnte, ist dem «Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung» zu verdanken. Man kann dem in jeder Hinsicht so «sachlichen» Werk keinen besseren Dienst tun, als wenn man wenigstens durch knappe Stichworte einen ungefähren Begriff von der unerschöpflichen Fülle des Inhalts und der dahinter stehenden Probleme zu geben versucht.

«Bauernwerk I» (rezensiert im SAVk 40, 1942/44, 261f.) behandelte die Sachen, Einrichtungen und Arbeiten der Viehzucht, des Getreidebaus und des Wein- und Ölbaus, der Grundpfeiler mediterraner Landwirtschaft.

Der Band II beginnt mit dem Hauptabschnitt WOHNEN. 1. *Bäuerliche Siedlungsformen:* Einzelhöfe, Dörfer, Bauernstädte Unteritaliens; mittelitalienische Halbpachtsysteme («mezzadria») mit Beispielen; 2. *Primitive oder archaische Bauten:* Höhlen, dabei auch die tessinischen «crotti»; die vielbesprochenen apulischen «trulli»; die Strohhäuser im Vene-

tianischen und anderswo; schliesslich Blockbauten auf Pfosten im Maggia- und Ossolatal. 3. *Küche und Küchengeräte:* Keramische, unten spitze Kochtöpfe, welche in die Glut gestellt werden, auch dieseits der Alpen im Mittelalter das vorherrschende Kochgefäss, heute nur noch im altertümlichen Mittel- und Unteritalien erhalten; andere Vorläufer der modernen Pfannen – Lavezstein-, Bronze- und Gusstöpfe, sowie Kupferkessel – werden ebenfalls mit Verbreitungskarten dargestellt; über die Wasser- und Weingefässe besitzen wir eine für die Sachgeographie Italiens wegweisende Monographie von Scheuermeier; es folgen Krüge und Flaschen, nicht ohne Hinweis auf die Trinksitten (vgl. «boccale» < «bocca»), Öl- und Fettgefässe vom Blechbidone bis zu antiken Tonkrügen und primitiven Steintrögen, im Zusammenhang mit Öl-, Fett- oder Butterküche; Tassen und Teller usw. 4. *Herd:* offenes Feuer noch vorherrschend mit all den bei uns schon längst verschwundenen Feuergeräten. 5. *Heizung:* Öfen in Mittel- und Unteritalien z.T. unbekannt («l'inverno è fatto per aver freddo»). 6. *Beleuchtung:* Vollständige Musterkarte vom Kienspan bis zur Glühbirne, wobei in Unteritalien manchenorts die ganze Entwicklungsreihe übersprungen wurde.

Der zweite Hauptteil betrifft den TRANSPORT. Die Einleitung über das *Tragen* erläutert in meisterhafter Weise die verschiedene Einstellung dazu: den alpinen Stolz auf die Tragtüchtigkeit, die südliche Bewertung «Tragen heisst dienen» oder die Antwort in alpinen Auswanderungsgebieten: «La bestia da soma è la donna». Interessant der Rückgang des Tragens auf dem Kopf, auch hier Schwundvorgänge, die bei uns in viel früherer Zeit vor sich gingen. Das bergamaskische Monasterolo hat einzig den geschulterten Tragstock erhalten, welcher den «sarcinae» der römischen Legionäre entspricht. Der moderne Rucksack des Touristen und der Tornister des Soldaten, beide auch in bäuerlichem Gebrauch, bieten reizvolle sach- und wortgeschichtliche Probleme. Von den Tragarten sind auch Kleider und Gesten beeinflusst. *Rückentraggeräte, Schleifen, Schlitten, Wagen, Joche* – jedes dieser Stichworte bedürfte einer eigenen Rezension, und neue Arbeiten – z.B. über den Wagen – sind schon durch das Scheuermeiersche Pionierwerk vorbereitet und angeregt.

Der dritte und letzte Hauptabschnitt des Bandes, HÄUSLICHE ARBEITEN, umfasst die Gruppen *Brot, Wäsche, Hanf-Flachs-Wolle, Spinnen-Weben.* Hier geben wir den Versuch einer Vergegenwärtigung des unerhört reichen Inhaltes auf. Doch veranlassen uns die den Schluss bildenden «Bemerkungen zu den Trachtenbildern» (Nr. 488–542), den raschen, wachen und unbestechlichen Blick des geborenen Explorators Scheuermeier zu rühmen: Er sieht, obwohl die Trachten im Rahmen des AIS nicht zu seinem Beobachtungsfeld gehörten, jede Einzelheit von merkwürdigen Ohrenringen bis zu den Fellsandalen in Latium und Campanien; aber er sieht an den «cioce» nicht nur die altertümliche Mokassinform und die an die Antike gemahnenden Beinriemen, sondern auch die neuerdings aus dem Gummi von Autoreifen hergestellten Sohlen dieser «primitiven» Fussbekleidung. Das Aufspüren des Archaischen und das Verständnis für die Gegenwart sind bei Scheuermeier gleichermassen ausgebildet, weil er auch als Sachforscher und Explorator über tausend Einzelheiten nie das Lebensganze einer Kulturlandschaft aus dem Auge verliert.

Richard Weiss

Die folgenden Zeilen möchten den Sachvolkskundler auf drei Kataloge aufmerksam machen, die ihm wertvolles Material an Text und Abbildungen bieten. Im Anschluss an eine Tagung für Agrar-Ethnographie in Berlin (Herbst 1955) veranstaltete das Museum für Völkerkunde zu Leipzig eine Ausstellung «Feldgeräte zur Bodenbearbeitung (Materialien zur Entwicklungsgeschichte des Feldbaues)». Der Bericht über diese Sonderausstellung[1] ist von *Hans Damm* abgefasst; durch thematische Erläuterungen und sachliche Problemstellungen bietet sein Führer weit mehr als eine blosse Beschreibung der ausgestellten Objekte. Zeichnungen und Photos sind klar und instruktiv; der Text ist knapp, aber ausgezeichnet geschrieben. Das Material ist zur Hauptsache «völkerkundlich», doch

[1] In: Jahrbuch des Museums für Völkerkunde zu Leipzig 14 (1955) 99–123, 62 Zeichnungen, 16 Photos.

sind auch öfters europäische Belege herangezogen. – Als reiner Ausstellungsführer präsentiert sich der von *Franz Kollreider* herausgegebene «Katalog zum Museum bäuerlicher Arbeitsgeräte in Schloss Bruck, Lienz»[1]. Hier liegt der Wert eindeutig darin, dass wir aus einem eng umrissenen Gebiet, dem Osttirol, die bäuerlichen Arbeitsgeräte vorgeführt bekommen, zugleich mit den musealen «Kartothekangaben». Dass wir immer wieder für solche Zusammenstellungen dankbar sind, braucht sicherlich nicht besonders betont zu werden. – Schliesslich sei noch eines kleinen, anspruchsloseren Ausstellungsführers Erwähnung getan, der in mehr beschreibender Art – versehen mit einigen guten und sauberen Zeichnungen – über eine Ausstellung im Landesmuseum Münster in Westfalen (Herbst 1956) «Erntegerät und Erntebrauch in Westfalen» berichtet. Veranstalterin der Ausstellung und Verfasserin des Textes ist *Annemarie Wurmbach*.

Der neue Band von *Slovenski Etnograf* (Bd. 9, Ljubljana 1956, hrsg. von Boris Orel und Milko Matičetov) bringt vier schöne und aufschlussreiche, gut bebilderte und teilweise recht ausführliche Aufsätze über Schneereifen, Skis und Schlittenarten aus verschiedenen Teilen Sloweniens. Die Artikel haben klare und instruktive Zusammenfassungen in deutscher oder englischer Sprache. Der umfangreichste Beitrag stammt von *Boris Orel*, dem Direktor des Ethnographischen Museums in Ljubljana; ganz besonders dankenswert ist, dass er auch die Technik der volkstümlichen Herstellung der Skis vorführt. Seine Kustodin *Marija Jagodic* beschreibt die fünf Schneereifentypen aus einem ziemlich engen Gebiet im nördlichen Slowenien; sie geht auch auf die Gründe ein, welche zum Aufgeben dieser Schneereifen geführt haben. Über Schneereifen und Skis im hochaltertümlichen Bacherngebirge berichtet uns *Tončica Urbas;* wir freuen uns ganz besonders über die objektive Art, mit der sie der Altersfrage dieser Geräte nachgeht. Die Abhandlung von *Fanči Šarf* über oberkrainische Schlittenarten bietet geradezu eine Fülle von Vergleichsmöglichkeiten zu Schlitten- und Schleifentypen in unseren, aber auch in weiteren europäischen Berggegenden. – Die anderen Aufsätze in dem betreffenden Band können wir hier nicht erwähnen, aber gerade dieser geschlossene erste Teil wird dem Fachmann eine reiche Quelle von Material erschliessen. Wildhaber

Wir möchten nicht verfehlen, auf den kurzen aber technisch ausgezeichneten und mit klaren Abbildungen versehenen Aufsatz hinzuweisen, den Luis L. Cortés y Vázquez über eine Tuchwalke in Sanabria (Spanien) veröffentlicht hat[2].

Einen kleinen Beitrag zur Pflugforschung bietet uns Caoimhín Ó Danachair[3]; er beschreibt Darstellungen von Pflügen auf Grabsteinen. Diese Darstellungen sind insofern aussergewöhnlich, als sie den *ard*-Typus wiedergeben, der sonst in Irland ziemlich unbekannt ist. Dem Aufsatz sind vier Zeichnungen beigegeben.

Ein kleiner, aber bedeutsamer Aufsatz in *Ulster Folklife* 1 (1955) 32–36 (siehe dazu den Hinweis in diesem Besprechungsteil unter «Zeitschriften») von *George B. Thompson* bringt eine Zusammenstellung der Schleifen- und Karrentypen aus Nordirland, wie sie für den Transport von Steinen, Heu, Torf, aber auch von Pflügen in Anwendung waren und meist noch sind. Der Arbeit liegt eine Tafel mit den nötigen Zeichnungen bei.

Das Institut für Landeskunde in Linz hat für die Ausgestaltung seines «Atlas von Oberösterreich» (dessen volkskundliche Karten das Werk von Ernst Burgstaller sind) auch eine Reihe von Fragebogen zur reinen Sachvolkskunde ausgesandt, was ihm hoch angerechnet werden soll. In einem ersten Übersichtsbericht bringt *Ernst Burgstaller* einige

---

[1] Sonderdruck aus der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde 11 (1957), Heft 1. Auch einzeln erhältlich. 32 Textseiten, 32 Abbildungsseiten.

[2] El pisón de la Salina en Trefacio (Sanabria): *Revista de Dialectología y Tradiciones populares* 12 (1956) 419–427, Abb.

[3] Representations of Ploughs on Grave-slabs at Claregalway Friary: *Galway Archaeological and Historical Society* 26 (1954/55) 14–18.

Ergebnisse über «Erntegeräte und -Arbeitsmethoden in Oberösterreich»[1] mit den dazu gehörigen Verbreitungskarten und einem kurzen Kommentar. Zunächst wird die Verwendung von Sichel und Sense für den Getreideschnitt erläutert, wobei Burgstaller gleiche Antworten erhielt, wie ich sie auch aus Graubünden kenne: das Mähen mit der Sichel ist Frauenarbeit, die Männer bedienen sich lieber der Sense. Und trotzdem können dann Fälle eintreten, wo man sich gerne wieder an die Sichel erinnert und sie notgedrungen benützt. Auch dem selten behandelten Gerät des Garbenbindknebels ist eine Karte bestimmt. Gleich drei Karten befassen sich mit der Form der Garbenstände, der Anzahl der in diesen Ständen vereinigten Garben und mit den üblichen Namen der Stände. Beim Dreschen geht Burgstaller ein auf die Verbreitungsgebiete von Dreschstock und Dreschflegel, aber auch auf altertümliche Formen des Getreide-Ausschlagens, und schliesslich auf eine besonders interessante Frage: die Wanderdrescher in Oberösterreich bis etwa um 1900.

Sulo Haltsonen hat eben eine Abhandlung von *Theodor Schvindt*, Matkamuistoja Tverin Karjalasta herausgegeben[2], die er in verdienstvoller Weise mit einer deutschgeschriebenen Biographie dieses «Bahnbrechers der finnischen Ethnographie» (1851–1917) und mit seinem Schriftenverzeichnis versieht. Als junger Mann hat Schvindt 1882 die Tver-Karelier – finnische Karelier, die im 17. Jahrhundert nach der russischen Provinz Tver, nordwestlich von Moskau, auswanderten und sich dort niederliessen – besucht, ihre Sitten und Bräuche studiert und Objekte gesammelt. Er musste schon damals feststellen, dass ihre finnische Eigenart allmählich im Schwinden begriffen war und sich der russischen Umgebung anglich. In abgelegeneren Teilen sah er noch Rauchstuben und die Schwendwirtschaft für die Ausnützung der Felder. Wichtig sind die zahlreichen Abbildungen von Geräten, welche Haltsonen seiner Ausgabe beigibt; alle sind mit klaren, deutschen Textbezeichnungen versehen. Beinahe als Parallele zu den weiter oben erwähnten Aufsätzen sehen wir auch hier Schneeschuhe und Vorrichtungen zum Biegen der Schlittenkufen, dann natürlich auch Rindenbehälter, einen Säekorb, ein geflochtenes Sieb, Spulenhalter, Melkeimer usw. Die Arbeit ist deshalb bedeutsam, weil sie ein zuverlässiges, älteres Dokument aus einem kaum bekannten Karelierstamm vorlegt. Wildhaber

Josef M. Greber, Die Geschichte des Hobels. Von der Steinzeit bis zum Entstehen der Holzwerkzeugfabriken im frühen 19. Jahrhundert. Zürich 1, VSSM-Verlag, Bahnhofplatz 9, 1956. 398 S., 201 Abb.

Der Verfasser hat aus einer grossen Beitragsreihe für die «Schweizerische Schreinerzeitung» eine umfassende Publikation zusammengestellt, die man unbedenklich als die erste zuverlässige Monographie des Hobels bezeichnen darf; sie stellt sich ohne weiteres neben die Säge-Monographie von Feldhaus, sie übertrifft sie sogar in der Reichhaltigkeit und Schönheit des Abbildungsmaterials. Besonders hervorheben darf man die Tatsache, dass Greber nicht bei der blossen Beschreibung der Objekte stehengeblieben ist, sondern dass er das Problem auch von der Seite der Kulturgeschichte her sieht, und dass er ferner Rückschlüsse von den Produkten auf die hiefür verwendeten Werkzeuge zieht. Er gibt eine saubere, klare Übersicht über die grosse Mannigfaltigkeit der Hobelformen, ihre Geschichte und Verwendung. Dargestellt werden die Verhältnisse bei den Ägyptern, die wohl Glättewerkzeuge – aber nicht den Hobel – kannten, bei den Griechen, für die man vielleicht etwa im 5. vorchristlichen Jahrhundert die Erfindung des modernen Hobels ansetzen darf, bei den Römern, welche die gebräuchlichsten Hobelarten entwickelten, bei den «Germanen», in Ostasien (wo die Hobel gezogen und nicht gestossen werden), und dann ausführlich in der Zeit vom 16. bis 18. Jahrhundert als der Blütezeit der Hobeltechnik. Ein kleiner Exkurs über den Hobel als Werk der Volkskunst und über ihn im handwerklichen Brauchtum beschliesst dieses verdienstvolle Buch, das man von nun an als Nachschlagewerk gerne benützen wird.

---

[1] In: Jahrbuch des Musealvereines Wels 1956, 90–116, 4 Photos, 8 Karten.

[2] In der Reihe Kansatieteellinen Arkisto 13:2 (62 S., 53 Abb.); Verlag Suomen Muinaismuistoyhdistys, Helsinki 1957.

Es mag gestattet sein, einige Bemerkungen prinzipieller Art anzuschliessen, die für derartige Werke von wirklichen Fachleuten öfters zutreffen. Zunächst ist die Übersicht über die Literatur zwar als «Auswahl» bezeichnet, aber das Kriterium für diese Auswahl dürfte doch am ehesten in der Zufälligkeit bestehen; eines der besten Werke auf diesem Gebiet fehlt leider: Alfons Maissen, Werkzeuge und Arbeitsmethoden des Holzhandwerks in romanisch Bünden. Da Grebers Buch bei einem schweizerischen Verband erschienen ist, wäre auch die Einbeziehung von W. Egloff, Enquêtes d'un dialectologue sur la vie romande kaum abwegig gewesen. Dazu hätte wohl auch F. Fuhse, Handwerksaltertümer eine Erwähnung reichlich verdient. Auch für die herangezogenen Museums-Sammlungen ist eine Zusatzbemerkung am Platz; denn Grebers Aufzählung ist wohl ebenfalls mehr durch den Zufall bedingt. Das Schweizerische Museum für Volkskunde in Basel, das sicherlich eine der grössten Sammlungen von Handwerksgeräten in der Schweiz hat (allerdings kaum von solchen der Volkskunst, sondern eben des dörflichen Handwerks), scheint dem Verfasser nicht bekannt zu sein. Er zieht Amsterdam heran, warum aber nicht Liège mit seinem hervorragenden Material oder die dänischen Museen? – Man möchte wohl auch wünschen, dass Nicht-Sprachwissenschaftler die Hände liessen von der Anführung sprachhistorischer Zusammenhänge (z.B. S. 107 und S. 143), die irgendwo aus einem Nachschlagwerk abgeschrieben sind und nun wohl weiterhin abgeschrieben werden; für ein gutes Fachbuch sind sie fehl am Platz, es sei denn, sie wären von einem Sprachfachmann sorgfältig nachgeprüft. – Die «Germanen» haben es an sich; nun bekommen wir noch den «germanischen» Hobel; solche seien z.B. auf der dänischen Insel Fyn als Moorfunde gemacht worden; hingegen hat dann ein Hobel aus Bergen in Norwegen nicht die «germanischen» Masse: ob da die wüsten Romanen und Slawen den Germanen ins Handwerk gepfuscht haben? – Es scheint mir auch nicht nötig zu sein, dass ein wirklich gutes Gerätefachbuch unbedingt mit einem Goethezitat beginnen muss, besonders wenn es sich um eine recht banale Wahrheit in recht banalen Versen handelt. Hingegen sind wir froh, dass der Autor uns nicht das «Hohelied des Hobels gesungen» hat, wie es uns das Vorwort (nicht vom Verfasser) verheisst, sondern dass er uns bloss ein sauberes, einwandfreies und klar geschriebenes Buch gegeben hat (die obigen Einwände wollen keineswegs diese positive Bewertung einschränken!). Wildhaber

---

Deutsches Rechtswörterbuch (Wörterbuch der älteren deutschen Rechtssprache). Hrsg. von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Weimar, Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger. Band V, Heft 1–6, Spalte 1–960 (1953–1956).

Über Plan und Anlage dieses grossartigen Unternehmens berichtete seinerzeit Eberhard Freiherr von Künssberg im 1. Heft, das 1914 in Weimar erschien (die vergriffenen ersten Hefte, zusammen mit dem Quellenheft, sind 1956 als photomechanischer Nachdruck neu aufgelegt worden, so dass die bis heute erschienenen Bände alle wieder erhältlich sind). Die seit 1953 publizierten Hefte bringen die Stichwörter des Buchstabens H bis und mit 'Hilfe'. Es finden sich hier eine Reihe wichtiger Stichwörter, die für die Rechtssprache besonders ergiebig sind; wir möchten wenigstens einige davon erwähnen, um sofort den ganzen grossen Komplex ahnen zu lassen, der mit diesen Begriffen verbunden ist: Handel, Handfeste, Handschlag, Handschuh, Handwerk, hängen, Hanse, hänseln, Hase, Haupt, Haus (mit allen Zusammensetzungen, wie etwa: Hausgenosse, Hausräuche, Hausschlag, Haussuchung, Hauszeichen), Hebamme, hegen, heilen, Heilige, Heim (wieder mit einer Reihe von Zusammensetzungen, welche häufig in die bäuerlichen und alpinen Bereiche übergehen: Heimberg, Heimgarten, Heimkuh, Heimvieh, Heimwonne, daneben aber auch: heimsuchen), Heirat, heischen, Hemd, Henker, Henne, Herberge, Herbst, Herd, Herr, Herrschaft, Herzog, Heu, Hexe und Hilfe. Das Rechtswörterbuch bringt die frühesten archivalischen oder sonstigen quellenmässigen Belege, die Verwendung und Bedeutung der Ausdrücke in den verschiedenen Landschaften und Dialekten (es nimmt erfreulich häufig Bezug auf das Schweizerische Idiotikon), es führt auch die massgebende Literatur über ein besonders bedeutsames Stichwort in knapper Form an. Einige wenige Beispiele mögen die Reichhaltigkeit des gebotenen Materials erhellen.

'Händeschnippen' gilt als Ehrbeleidigung (1704); die 'Hausbrücke' wird als Gerichtsstätte verwendet (1414); der 'Heilerlohn' als 'ärztliches Honorar' ist 1633 belegt; 'heilsen' kommt in der Doppelbedeutung von 'entsühnen' und 'glückwünschend schenken' vor (vgl. unser 'helsen', das als 'Helsete' auch im Rechtswörterbuch erscheint). Bei 'Heissenstein' (1445) steht John Meiers Ahnengrab und Brautstein als Kronzeuge. – Etwas verdächtig erscheint mir 'Hauptschaf' = 'grosses Schaf' (allerdings mit Fragezeichen versehen); das ist doch wohl das bäuerliche 'Haupt' = 'Stück' (Vieh). – Das 'Haus' im Sinn von 'Abgabe' (nur schweizerisch; Spalte 379) wäre besser als 'Hauss' zu schreiben, wenn auch das Idiotikon in der Hauptform ebenfalls 'Haus' hat (2, 1679) und erst in der dialektischen Nebenform 'Hauss' gibt. – 'Hatter' = 'Grenzzeichen' und 'Dorfmarkung' (Spalte 236f.) ist unser schweizerdeutsches 'Etter' (ein Verweis darauf fehlt im Rechtswörterbuch). – Wir werden die neu erscheinenden Hefte in Zukunft jeweils bei uns anzeigen und einen kurzen Hinweis auf ihre wichtigsten Stichworte geben. Wildhaber

Siegmund A. Wolf, Wörterbuch des Rotwelschen. Deutsche Gaunersprache. Mannheim, Bibliographisches Institut AG, 1956. 432 S., Bibliographie, Register.

Im Vorwort schildert der Verfasser das mühsame und langwierige Werden seines Wörterbuches; wir können die Schwierigkeiten, welche immer wieder zu überwinden waren, gut nachempfinden. Um so mehr müssen wir dem Verfasser dankbar sein, dass er sein Werk beendete und uns damit nun wirklich das Wörterbuch gab, das bisher mehrmals von verschiedenen Sprachforschern angekündigt, aber nie vorgelegt wurde. Wenn wir etwa das seinerzeit bedeutsamste Buch von L. Günther, Die deutsche Gaunersprache und verwandte Geheim- und Berufssprachen (Leipzig 1919) daneben halten, sehen wir den wesentlichen Unterschied. Zunächst scheint uns besonders verdienstlich zu sein, dass Wolf bei der Entscheidung, ob er die zahlreichen jiddischen und zigeunerischen Wörter miteinbeziehen solle oder nicht, sich für deren Aufnahme entschieden hat. Wir dürfen nun in all diesen Fällen in Zukunft getrost bei ihm nachschlagen; sein Wörterbuch will bewusst auch als Stoffsammlung dienen. Mindestens so wertvoll ist die Tatsache, dass Wolf bei der Angabe der nichtdeutschsprachlichen Wurzelwörter nicht einfach frühere Quellen unbesehen abschreibt, sondern mit grösster Zurückhaltung an diese Fragen herangeht; er sagt selbst, dass er manche bisher behauptete jiddische Wurzeln zugunsten anderer, näherliegender, aufgegeben habe, dass er in einigen nordwestdeutschen Händlersprachen die niederdeutschen Wurzeln herausgestellt habe, und endlich, dass er bei nicht wenigen Wörtern des oberdeutschen Jenisch – wie es also auch die bündnerischen «Moser» betrifft – den Nachweis zigeunerischen Ursprungs habe erbringen können. Gegenüber dem Einwand, dass manche deutsche Wörter vielleicht als zu Unrecht eingereiht erscheinen – wir müssen gestehen, dass wir selbst diesen Einwand gelegentlich gemacht hätten; so können wir in «Satte» für Milchschüssel[1] einfach kein rotwelsches Wort erblicken – gegenüber diesem Einwand also erklärt Wolf, dass nicht gegenwärtiger Sprachgebrauch und jetziges Sprachempfinden entscheidend sei, womit er in vielen Fällen sicherlich recht hat.

Wenn man sich die Wörter – sie sind alphabetisch angeordnet – auf ihre «soziale» Herkunft und auf die Themenkreise, welche sie einbeziehen, etwas ansieht, fällt einem auf, wie stark der Einschlag der Falschspieler jeglicher Färbung ist, neben dem eigentlichen Verbrechertum und dem damit verbundenen Aberglauben natürlich. Stark tritt die Sexualsphäre in allen hässlichen Abarten in den Vordergrund; auch die «Kunst des Bettelns und Betrügens» spielt eine grosse Rolle; dafür treten die euphemistischen und drastischen Ausdrücke für «betrunken sein», «sterben», «Kopf», wie sie in Volkssprachen sonst besonders häufig sind, ganz in den Hintergrund. Daneben können wir alle Typen von Wortbildungen in reicher Zahl verfolgen: mehr oder weniger gelungene Eindeutschungen (etwa «ins Gebirge gehen» = in die Strafanstalt kommen, von jiddisch «bikores» = Strafe) und Neuschöpfungen («Luftschiffbremser» = Kunde ohne Handwerk, Arbeitsscheuer; entsprechend auch «Kirschenpflücker im Winter»). Wir stossen auf Wörter wie

[1] Vgl. auch Kluge, Etymolog. Wb.[9] (1921) 382.

«veräppeln», «Hochstapler», «Kies», «ja Kuchen», «nobis», «Penne», «Stenz», die uns ja auch bereits bekannt oder sogar geläufig sind. Den Basler interessiert vielleicht das Wort «Fabriksocken» = Fabrikarbeiterin, das Mädchen, das zur Fabrik «sockt», d.h. zu Fuss geht, läuft. Der Verfasser gibt überall Quelle, Vorkommen, Bedeutung und Wurzel an. Das Buch bedeutet eine bewundernswerte Leistung eines einzelnen. Wildhaber

Robert Schläpfer, Die Mundart des Kantons Baselland. Versuch einer Deutung der Sprachlandschaft der Nordwestschweiz. Beiträge zut schweizerdeutschen Mundartforschung, 5. Frauenfeld, Huber & Co., 1956. XXVIII, 250 S., 13 Karten. Geheftet Fr. 11.45. Gleichzeitig erschienen als Band 2 der Quellen und Forschungen zur Geschichte und Landeskunde des Kantons Baselland.

Der stattliche Band ist eine weitere Frucht der Vorarbeiten für den Sprachatlas der deutschen Schweiz. Die Aufnahmen wurden 1947–1949 mit bodenständigen männlichen und weiblichen Gewährsleuten aus der Generation der, mit ein paar Überschreitungen nach unten und nach oben, ungefähr von 1870 bis 1890 Geborenen gemacht. Räumlich erstrecken sie sich auf ein volles Drittel der Ortschaften des Kantons Baselland in den Grenzen, wie sie seit der Trennung im Jahre 1833 bestehen, jedoch mit Ausschluss der stadtnahen Birsfelden, Muttenz, Münchenstein, Binningen, Bottmingen und Allschwil mit ihrer so stark gemischten Bevölkerung. Dazu kommen vom Kanton Baselstadt drei Quartiere der eigentlichen Stadt zu beiden Seiten des Rheines und das vorläufig noch mehrheitlich bäuerliche Bettingen, während das seit längerem eingemeindete Kleinhüningen und das immer mehr zum städtischen Vorort gewordene Riehen unberücksichtigt blieben, dafür als Zeuge für das ins Baselbiet einspringende solothurnische Dorneck noch Hochwald und Seewen einbezogen wurden.

Das ausser in Seilers Wörterbuch von 1879 noch nie umfassend betrachtete Baselland steht im Mittelpunkt der Darstellung; das schon mehrfach behandelte städtische Baseldeutsch dient, wie die beiden solothurnischen Gemeinden, zur Hauptsache dem Vergleich und der Erhellung einzelner der basellandschaftlichen Erscheinungen. Das Hauptgewicht liegt auch auf der inneren sprachgeographischen Gliederung, wie sie nach dem Abriss der «prägnanten Momente» der gesamtbaselbieterischen Laut- und Formenlehre des ersten Teiles im umfänglichsten zweiten Teile herausgearbeitet wird. In den Vokalen wie in den Konsonanten, in der Verbal- und Nominalflexion wie im Wortbestand zeichnet sich klar der grosse Gegensatz zwischen der «Basler Landschaft», d.h. dem östlich gelegenen alten Herrschaftsgebiet der Stadt, und dem ursprünglich bischöflichen Birseck im Westen ab. Kleinere Sonderfälle innerhalb der beiden grossen Räume sind das merkwürdig Westliches und Östliches mischende Benken im Birsigtal, das weit ins Elsass hineinragende Schönenbuch, die nördlich der Schafmatt gelegenen Wenslingen, Anwil, Oltingen und die von Basel stark beeinflussten Arlesheim und Liestal. An diesem Bild der heutigen Sprachlandschaft hat das ganze geschichtliche Geschehen mitgewoben, angefangen bei den Römern, Kelten und Alemannen, hinweg über die Ausdehnung der bischöflichen wie der städtischen Macht und ihren Wettstreit und weiter über die Glaubensspaltung und die territoriale Regelung durch den Wiener Kongress bis hin zur Trennung nach den Dreissigerwirren und zu den grossen wirtschaftlichen und kulturellen Veränderungen der Gegenwart. Aber die politische und konfessionelle Ordnung der Gegenreformationszeit ist es doch gewesen, die durch die Konfessionsgrenze das Birseck gegen die Basler Landschaft abriegelte und im Gegensatz zu dieser in den westlichen Bereich einfügte. Ins gleichfalls katholische Dorneck konnten die von Westen kommenden Sprachbewegungen weniger weit vordringen, weil sie die beiden Grenzen, die elsässisch-bischöfliche und die bischöflich-solothurnische, überschreiten mussten. Die Sonderstellung von Biel-Benken erklärt sich aus der politischen Abtrennung der beiden Dörfer vom übrigen Westen (1526) und der daraus folgenden konfessionellen Trennung von ihrer Umgebung (1590). Liestal war das Zentrum der städtischen Herrschaft auf dem Lande, und Arlesheim bildet heute einen ländlichen Vorort der Stadt. Anderseits stehen die Besonderheiten der Südostecke Wenslingen usw., darunter die unterbliebene Dehnung der kurzen Vokale in offener Silbe und im Wortschatz z. B. *Chriesi* statt *Chirsi*, im Zusammenhang mit dem aargauischen

Gebiet jenseits des Bergkammes, über dessen Pässe einst ein reger Verkehr ging. Die Nennung der Sprachbewegungen von Nordwesten her zeigt aber, dass für das Verständnis der Baselbieter Sprachlandschaft der Blick auch über die Grenze hinausgehen muss. Darum gilt der abschliessende dritte Teil dem sprachlichen Zusammenhang von Birseck und elsässischem Sundgau, der vergleichenden Betrachtung der Laute und Flexionsformen der Stadt Basel und der eigentümlichen Stellung des politisch stadtbaslerischen, sprachlich aber, trotz dem dazwischen liegenden Rheine, baselbieterischen Bettingen.

Auf die sprachlichen Charakteristika der einzelnen Räume einzugehen, verbietet hier der Platz. Wenn dabei der mit den Verhältnissen Vertraute sich da und dort, z.B. für die so typischen Konjunktivformen oder die Besonderheiten der Sprachinsel an der Schafmatt, noch weitere oder doch noch bestimmtere Angaben wünschte, wenn er neben der auch für die Volkskunde äusserst wertvollen Betrachtung des spezifisch baselbieterischen Wortschatzes die für die Mundarten so bezeichnende Syntax und bei Bettingen den Blick nach Riehen und zu den Mundarten des Badischen vermisst, so hängt das zusammen mit dem an sich wohlbegründeten Arbeitsplan des Sprachatlasses und mit der, vom Verfasser selbst zugestandenen, allzu starken Beschränkung auf das Atlasfragebuch. Es soll kein Vorwurf sein gegen die so sorgfältige und saubere, Stoff und Literatur sicher beherrschende, mit aufschlussreichen Karten und einem Wörterverzeichnis versehene und mit innerer Anteilnahme geschriebene Arbeit. In der nie stillstehenden Forschung stellt sie eine wichtigste Etappe dar, und für eine Baselbieter Grammatik, die zu geben ihr ferne lag, hat sie das solide Fundament gelegt

Wilhelm Altwegg

Adolf Steen, Kautokeinostudier. Oslo, Norsk Folkemuseum, 1956. 113 S., 2 Kartenbeilagen. (Samiske Samlinger, 3).

Im Jahre 1952 hat A. Steen ein ausgezeichnetes genealogisches Handbuch der lappischen Bevölkerung des nordnorwegischen Bezirks Kautokeino veröffentlicht: «Kautokeinoslekter», besprochen von mir in dieser Zeitschrift 49 (1953) 237f. Diesem Buche hat er nun ein zweites folgen lassen, welches historische, statistische und volkskundliche Studien über die nomadisierenden Lappen jenes Bezirks von Finnmarken enthält. Wir finden hier Kapitel über den Winterlager- und Marktplatz Kautokeino, über Bevölkerungszahl und Steuern, Jagd und Fischerei, zahme Renntiere, über Heiraten, Kinderzahl und Lebensalter, über das Verhältnis zwischen nomadisierenden und sesshaften Lappen, über Wanderungen und Dörfer, sowie ein genaues Namensverzeichnis sämtlicher 684 nomadisierenden Lappen, die im Sommer 1954 in den 25 «Renntierdörfern» von Kautokeino lebten. Jede Seite des Buches spricht für die hervorragende Sach- und Aktenkenntnis des Verfassers; als passionierter Genealoge ordnet er sein Material streng nach den einzelnen Lappengeschlechtern und bringt viele interessante Daten, die man von einem gewöhnlichen Statistiker nicht erwarten würde – z.B. über die Häufigkeit der einzelnen Taufnamen bei den Lappen (S. 57f.). Von dem sonstigen Inhalt des Buches ist für den Aussenstehenden am überraschendsten die Feststellung, dass das eigentliche (mit Renntierzucht verbundene) Nomadisieren unter den Lappen von Kautokeino eine recht junge Erscheinung ist: noch im 16. und 17. Jahrhundert besassen sie nur sehr wenige zahme Renntiere und beschäftigten sich so gut wie ausschliesslich mit Jagd und Fischerei (S. 11). Im Sommer 1954 betrug die Gesamtzahl der zahmen Renntiere in Kautokeino etwa 42 000 (von denen allerdings ein paar tausend den sesshaften Lappen gehörten). Im Jahre 1865 besass der Lappe Aslak Mathisen Logje allein nicht weniger als 2500 Tiere (S. 34).

Walter Anderson, Kiel

Albert Lutz, Jünglings- und Gesellenverbände im alten Zürich und im alten Winterthur. (Affoltern am Albis, Buchdruckerei W. Weiss), 1957. 154 S.

Die Vergesellschaftung der männlichen Jugend in früherer Zeit gehört ohne Zweifel zu denjenigen Lebensäusserungen, denen sowohl in volkskundlicher als auch in historischer Sicht grosse Bedeutung zukommen dürfte. Abgesehen von einigen, allerdings gewichtigen Untersuchungen – zu nennen wäre etwa für die Schweiz Gian Caduff, Die Knabenschaften Graubündens (1932) – ist freilich zu dieser Fragestellung unseres Erach-

tens das Meiste noch zu leisten. Um so erfreulicher erscheint es daher, dass der junge Zürcher Gelehrte Albert Lutz in seiner Doktorarbeit den Jünglings- und Gesellenverbänden im alten Zürich und im alten Winterthur seine Aufmerksamkeit gewidmet hat.

Der Verfasser gliedert seine Untersuchung in drei Abschnitte. Der erste Teil der Arbeit behandelt die Knabenschaften in Winterthur; im zweiten Teil werden die Zürcher Knabengemeinschaften einer näheren Betrachtung unterzogen. Und schliesslich richtet der Verfasser im dritten Teil seinen Blick auf die Zürcher Gesellenverbände.

Vorweg sei betont, dass A. Lutz seine Untersuchung vor allem auf Grund ungedruckter Quellen durchgeführt hat. Mit echt kritischem Sinne hat so der Verfasser alle in Betracht kommenden Dokumente im Staatsarchiv und in der Zentralbibliothek Zürich sowie im Stadtarchiv und in der Stadtbibliothek Winterthur durchmustert. Ausserdem wurde, was im Drucke an Quellen und Literatur schon vorlag, mit Umsicht zu Rate gezogen.

Dank solch wissenschaftlich gründlicher Studien gelang es dem Verfasser, ein gerade so lebendiges wie eindrückliches Bild einstigen Jugendlebens zu zeichnen. Reiche Belehrung wird einem zuteil, wenn z. B. einmal ganz klar gezeigt wird, worin einst der grundsätzliche Unterschied zwischen einer Knabenschaft und einem Gesellenverband bestand: Wie im kleineren und im heimischen Boden verwurzelten Winterthur das knabenschaftliche (Einleitung der Ehe usw.) und im grossen, der weiten Welt verhafteten Zürich das rein gesellenmässige Element Leben und Bedeutung gewann. Wichtig erscheint ferner die Feststellung, dass es im Wesen des «Staates» lag, mählich aber stetig die einst so wichtige Stellung der Jugendverbände im Gesamtrahmen des Volkes immer mehr zurückzudrängen. Aus der reichen Fülle der Ergebnisse möchten wir in diesem kurzen Hinweis noch die Rolle derartiger Vergesellschaftung bei den Knabenschaften im Kriegs- und Schützenwesen und die mannigfach geübte gegenseitige Hilfe bei den Gesellenvereinen herausgreifen. Besonders merkwürdig und für moderne Anschauung fast unvorstellbar erscheint schliesslich die Wertung und der Umfang des Ehrbegriffs, der im alten Zürich unter den jungen Handwerkern Geltung hatte. – Der junge Zürcher Gelehrte hat hier jedenfalls eine Untersuchung durchgeführt, die jedem Freunde der Geschichte und des alten Volkstums reine Freude und reiche Belehrung zu schenken vermag. H. G. Wackernagel

Ausgegeben Juni 1957

Der Nachdruck sämtlicher Artikel ist nur mit genauer Quellenangabe gestattet

Buchdruckerei G. Krebs Verlagsbuchhandlung AG., Fischmarkt 1, Basel